

(unvollst.)



Niederrheinische  
Unterhaltungen.

I. Heft.

Monat Januar.

1789.

Wesel

bey Franz Jakob Röder, Buchb.

Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark, ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche

957 028 44

monatlich geheftet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stückes im Decemb. bezahlt wird, ist 1 Rtlr. 18 Gr. Conventions-Münze, oder 2 Rtlr. 6 Stüber hiesigen Geldes. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

## I n h a l t

	Seite
1. Rühmliche Unterstützung der Armen.	3
2. Schreiben eines Schwärmers an den König von Preußen, Friedrich 2. (Aus dem lateinischen übersezt.)	10
3. Jesuitismus im sechszehnten Jahrhundert.	12
4. Neuere Merkwürdigkeiten vermischten Inhalts.	17
5. Aberglauben am Neujahrsabend	21
6. Anekdote.	28
7. Preisaufgaben.	30
8. Der Brantewein.	33
9. Wetterbeobachtung von S—d.	45
10. Der Brantewein (Beschluß) von —ch.	49
11. La Trappe. (Ein Tableau nach den Voyages du Comte de H*.) v. Anonym.	55
	12.

Niederrheinische

Unterhaltungen.

---

fürs

Jahr 1789.

---

Erste Hälfte.

---

Monat Januar bis Junius.

---

Wesel,

bey Franz Jakob Röder, Buchhändler

Z 999

ZL

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DUSSELDORF

379 2968

# Niederrheinische Unterhaltungen



1789. IV. Jahrgang.

Erstes Heft. Januar.

Wesel, bey Franz Jakob Röder.

## I.

### Rühmliche Unterstützung der Armen:

Am Schluß ein Wink für Societäten und zuletzt eine Rede, die wann sie auch noch nirgend gehalten worden, doch leicht gehalten werden könnte.

An die Herausgeber der Niederrheinischen Unterhaltungen.

Creifeld den 17. Dec. 1788.

**A**uszeichnende Beyspiele von thätiger Unterstützung der armen Nebenmenschheit bey besondern Zufällen, zum Beyspiel, bei einer so strengen Kälte, als die gegenwärtige ist, verdienen, wie ich glaube, in Dero bekannten *Wesl. U. IV. Jahrg. Bl. 1* *U 2* *Heft*

chenblatt einen vorzüglichen Platz, und zwar aus dem Grunde, weil hiedurch nicht nur denjenigen, die ihren armen Nebenmenschen so menschenfreundlich beistehen, ein würdiges Denkmal für die Nachwelt gestiftet, sondern auch andern Orten ein schönes Beispiel und eine Ermunterung zur Nachahmung gegeben wird.

Daß die unerwartete und außerordentliche Kälte, die wir schon seit dem 25. Nov. haben, niemand so drückend fällt, als dem armen Mann; und daß, da diesem die gewöhnlichste und unentbehrlichste Hülfsmittel sich dagegen zu verwahren, abgeben, es Pflicht der Reichen ist, sich jener anzunehmen, und die Noth der Armen so viel als möglich zu lindern, bedarf wohl keines Beweises. Daß dies aber hin und wieder so wenig geschieht, ist bedauernswürdig genug — Eine rühmliche Ausnahme in Ansehung des letztern machte bei Veranlassung der jetzt erwähnten dringenden Kälte die hiesige Societät, die bei der Wittwe Ravens ihre Zusammenkünfte hält, und meist aus Kaufleuten besteht. Herr Isaac Tegreef that nebst noch einigen andern Mitgliedern dieser Societät derselben den Vorschlag, eine Collette zur Anschaffung von Kohlen und Kohlgries für hiesige Armen zu veranstalten. Dieser Vorschlag fand sogleich allgemeinen Beifall, und in kurzer Zeit war eine ansehnliche

Summe

Summe beisammen gebracht. — Herr Kubner übernahm die Herbeiführung der angekauften Kohlen, und nicht nur er selbst, sondern auch durch seine Vermittelung gab ein großer Theil der Bauren Pferde und Fuhrwerk unentgeltlich dazu her. Auch unternahm er, um jeder Art der Unordnung und des Unterschleifs vorzubeugen, selbst die Vertheilung. Mit unermüdeter Geduld war er ohngeachtet der strengen Kälte von des Morgens früh bis des Abends spät damit beschäftigt, und mit eben so vieler Geduld und Gelassenheit ertrug er zugleich die Berunglimpfungen mancher Ungenügsamen und Neidischen; deren sich unter diesen freylich schlecht erzogenen Menschen leider noch immer einige finden.

Wenn es, wie ich bey dieser Gelegenheit zur Ehre der hiesigen Stadt nicht verschweigen darf, in derselben auch noch viele einzelne wohlthätig gesinnte Menschenfreunde giebt, die sich auch bei den gegenwärtigen Umständen durch eine recht mildthätige Unterstützung besonders der Hausarmen auf eine rühmliche Art ausgezeichnet haben, — und wenn es, wie ich gern glaube, auch an andern Orten ebenfalls an solchen Menschenfreunden nicht fehlt, so ist es doch immer wahr: Eine ganze aus mehreren Gliedern verbundene Societät kan ihre Wohlthätigkeit doch immer auf eine weit wirksamere, zweckmäßigere und

## 6 Niederrh. Unterhaltungen.

ausgebreitetere Art ausüben, als einzelne Privatpersonen:

Sollten nicht also zu Zeiten solcher allgemeinen Noth fürnemlich dergleichen Societäten, deren es jetzt so viele giebt, es sich zu einer Pflicht machen, zur Abhaltung, wenigstens zur Vinderung der Noth ihrer leidenden Nebenmenschen behülflich zu seyn? Würde sich auch nur die eine oder die andere dieses zu einem Wink dienen lassen — so habe ich meinen Zweck erreicht.

D. Kahl.

\* \* \*

### Nacherinnerung der Herausgeber.

Recht gern geben wir dem Wink, womit vorstehende Nachricht schließt, unsern Beyfall. Es ist heuer fast keine, auch nur mittelmäßige Stadt, die nicht ihre Societät, ihren Club, ihre Resource, oder wenigstens eine Art von Kränzchen hätte. Der Hauptzweck solcher Gesellschaften ist, wie bekannt, das gesellschaftliche Vergnügen. Wie leichte ließe sich aber nicht hiemit auch noch manche andere gemeinnützige Absicht, oder die Beförderung und Unterstützung dieser oder jener guten und wohlthätigen Anstalt, wäre es auch nur in einzelnen Fällen, vereinigen — Eine jede  
solche

solche Societät hat doch ihre Vorsteher, ihren Director, ihren Sprecher u. s. w. Wäre es also nicht ein Wort zu seiner Zeit geredet, wenn z. B. in einem solchen Fall, als dessen in vorstehender Nachricht erwähnt wird, der Director oder der Sprecher der Societät aufträte und etwa folgende kurze Rede hielt:

Meine Herren und Freunde!

Ich habe wahrgenommen, daß fast jeder bey seinem Eintritt in unsre Versammlung die Bemerkung vortrug: es sey heute außerordentlich kalt. Ich habe auch Niemand gefunden, der es sich hätte einfallen lassen, dieser Bemerkung auch nur im mindesten zu widersprechen — Jeder von uns hat denn doch einen guten warmen Rock auf dem Leibe. Es ist auch keiner von uns, der nicht überdem einen Pelz, einen Mantel, einen Ueberrock oder einen Schanzläufer hätte, den er beim Hierhinkommen und beim Zuhause gehn um sich hängt. Hier in unsrer Stube haben wir auch einen recht excellenten und warm geheizten Ofen. Wollen wir uns überdem auch innerlich erwärmen, so haben wir hier Bleichert, Rhein- und Moselwein von der besten und von der Mittelsorte, und unser dienstfertiger Aufwärter erwartet nur eines jeden Wink, um ihm nach seinem Belieben, was er begehrt, vorzusetzen.

Wenn wir auf den Abend zu Hause gehen, erwartet uns ein gut besetzter Tisch, und nachher ein weiches warmes Bette. — Mittlerweile aber, da wir es uns in einer guten Kleidung, bey unsrem warmem Ofen, in unsrer dichten Stube, bey dem guten Wein, in der Erwartung einer guten Abendmahlzeit und eines warmen Bettes so recht wohl seyn lassen, und bey'm Lesen der Zeitung, bey'm Billard, bey'm Lomber u. s. w. an die Kälte, die draussen ist, nicht mehr denken, sind hundert und mehr unsrer Mitbürger, denen für Frost die Zähne klappern, die nichts in und nichts um den Leib haben, die, wenn sie auch noch ein paar Stüber erbetteln, nun in der grausamen Wahl sich befinden, ob sie Holz oder Brod kaufen, ob sie, um ihren Hunger zu stillen, noch länger frieren, oder, um sich gegen die Kälte zu schützen, noch eine Zeitlang Hunger leiden wollen. Ja es giebt ihre genug, die gegen beyde diese fürchterliche Feinde, gegen Hunger und Kälte zugleich kämpfen, und noch wohl oben drein an den Schmerzen und dem Ungemach einer harten Krankheit leiden, und dann noch nicht einmal den Trost haben, sich des Nachts im Bette zu erwärmen — warum? sie haben kein Bette, sie sind nur froh, wenn sie so viel Stroh haben, um nur nicht auf dem harten kalten Boden liegen zu müssen — Wie wäre es, meine Herren und Freunde!

wenn

wenn wir etwas zusammenlegten, daß sich die armen Leute mit ihren Kindern auch wärmen und erquicken könnten? — Ich denke, einer von uns, der sich z. E. jetzt an den Lombertisch hinsetzen wil, der muß auch drauf gefaßt seyn, etwa einen oder ein paar Gulden oder Thaler, je nachdem es kömmt, zu verlieren. Er ist es sich also bewußt, daß er diese Summe gut miszen kann. Und wer dann nun lieber jetzt ein solches Sümmdchen zu diesem Zweck beylegt, der wird gewiß mehr Freude davon haben, und diesen Abend ruhiger zu Bette gehen, als wenn er es für nichts und wider nichts im Spiel verlohren hätte. — —

Beym Schluß einer solchen Rede, die nur der Sprecher nach Gutdünken weiter ausführen oder abkürzen und auf die Local. Umstände und Gelegenheit anpassen kann, dürfte der Redner nur den ersten besten Hut zur Hand nehmen, und selbst den Anfang mit Hineinlegung einer beliebigen Gabe machen, und ihn dann weiter in der Gesellschaft herumreichen, oder von Hand zu Hand circuliren lassen. Ich bin versichert, die gute Wirkung wird die Güte des hier gegebenen Vorschlags vollkommen rechtfertigen.

## 2.

Schreiben eines Schwärmers  
an den König von Preussen, Friedrich II.  
(Aus dem lateinischen übersetzt.)

Das lateinische Original des nachstehenden Briefes ist in der Berlinischen Monatschrift von November dieses Jahrs abgedruckt. Die Herausgeber derselben urtheilen mit Recht „dieses Schreiben eines „verworfenen Kopfs sey, wenigstens in so fern in- „teressant, als es ein Beweis mehr sey, zu welchen „Aufbringlichkeiten und Zumuthungen Schwärme- „rey und unbesonnener Bekehrungsseifer verleiten „können.“ Sie setzen hinzu: „Zu einer Zeit, „da man so viele Briefe von und an den grossen „König mit der lebhaftesten Begierde und Theilneh- „mung liest, mußte uns auch dieser, zwar unbeant- „wortet gebliebene, aber gewiß in mehr als einer „Rücksicht merkwürdige Brief, bey aller Vermor- „renheit seines Inhalts dennoch der Bekanntma- „chung nicht unwerth scheinen.“

Eben dieselbe hier angeführte Ursachen, die die Bekanntmachung der lateinischen Urschrift in der genannten Monatschrift veranlaßten, scheinen uns auch wichtig genug, unsern Lesern diesen Brief in einer deutschen Uebersetzung mitzutheilen.

## O König!

Hervorragend an Verstand, herrlich an Siegen,  
überhäuft mit Schätzen, umgeben mit Vergnügungen: Du bist der Mann, o König! aber  
der Vernunft entblößt, mit Spottgezisch umgeben,  
von Mangel heulend, von Bitterkeit unterdrückt:  
Ein solcher Mann wirst du seyn, o König!  
Darum weil du noch Zeit hast, so bedenke,  
wie sehr du gesunken von jenem Hector,  
wovon du gefallen, in welche Plage du gekommen  
bist. Damit dir aber deren keines wiederfahre,  
so merke auf, auf einen Herrn, einen Glauben,  
eine Taufe, einen Schaafstall, einen Hirten,  
einen Leib; damit so wie die himmlische, also  
auch die streitende Kirche einerley von Gott  
glaube, und ihn auf einerley Art verehere. Dieses  
habe ich dir, o König in meinem Schreiben von  
vorigem Jahr ausführlicher aus einander gesetzt.  
Was zweifelst du also noch? Hast du erkannt,  
daß der Gehorsam allein, den der Herr  
vorgeschrieben hat, ihm der angenehmste sey?  
daher diejenigen, welche den Höchsten nach eigenem  
Gutdünken zu ehren vermeinen, ihr Theil  
haben werden mit den Gottlosen. Die aber nach  
seiner Vorschrift einher gehen, werden ein besseres  
Theil erlangen als jene.

Denn, wenn du, o König! der du doch nur

ein

ein sterblicher Mensch bist, dennoch den Uebertretern deiner Befehle Strafen, und den Gehorsamen Belohnungen zuerkennest, wie viel ärgere Strafe, meinst du, wird der verdienen, der die Verordnungen des höchsten Regierers, der zu uns geredet durch seinen Sohn, mit Füßen tritt? Aus welchem allen du schließen magst, was du zu thun hast, damit du nicht aus deinem Eden in das Zuchthaus des obersten Richters verstoßen werdest; nemlich versöhne dich mit dem Stadthalter unsres Heilandes Jesu Christi. Erneuere in deinem Reich die vorigen Tage; Theile dein Herz mit deinem Volk, daß ihr alsdann trunken werdet von den reichen Gütern des Hauses Gottes, und glänzet in alle Ewigkeit. Dieses wünschet dir von Herzen.

London im Jahr 1785.

der aufrichtigste Freund  
deiner Majestät

Thierry, gebesserter Philosoph.

### 3.

#### Jesuitismus im sechszehnten Jahrhundert.

Ich weiß nicht, ob man schon auf folgende Anecdote (die man in Stryppe's Annal. Refor-

mat. Tom. I. findet) in unsern Zeiten, wo man so viel von Jesuitismus und Religionsvereinigung spricht, aufmerksam geworden sey. Sie kann wenigstens zum Beweise dienen, daß die Machinationen des Katholicismus schon sehr alt sind.

Im Jahr 1586 gab ein gewisser Thomas Seath sich zu Rochester für einen armen protestantischen Prediger aus und bat deshalb den dasigen Dechanten um eine Empfehlung an den Bischof. Der Dechant wollte keinen Mann empfehlen, dessen Verdienste er nicht kannte. Er gab ihm also vorher den Auftrag, in der Cathedralkirche zu predigen. Und dies geschah denn auch am 21sten November des gedachten Jahrs.

Auf der Kanzel zog Seath zufälliger Weise mit seinem Taschentuch einen Brief mit heraus, welcher in der Kanzel liegen blieb, und hernach vom Küster gefunden, und dem Dechanten gezeigt wurde. Er war von einem berühmten Jesuiten der damaligen Zeit, dem Samuel Malt in Madrid unterschrieben, und an Seath gerichtet, der sich in diesem Briefe Thomas Sinne nennen ließ. Der Inhalt war folgender:

Lieber Bruder!

Unsere Gesellschaft hat für dienlich gehalten, euch die Sammlungen von David George, Theodor Sartor und Johann Huths zuzuschicken. \*)

Ihr

\*) Vermuthlich kleine Erbauungsschriften, worin die Pil-

Ihr werdet sie nun weislich austheilen. Denn es ist leicht einzusehen, daß dadurch die Seelen eurer Zuhörer in eine ungewöhnliche Sährung gerathen, und daß sie euch selbst immer bekannter werden. Wir vermuthen, eure äußerlichen Umstände werden noch wohl erträglich seyn, weil ihr, dem Bernehmen nach, von eurer Gemeinde immer bewundert werdet. Nur anfangs nicht zu weit gegangen! nicht gar zu eifrig das Werk betrieben! Ihr müßt erst durch Hausbesuchungen Eingang finden, müßt erst die Neigungen der Gemüther erforschen. Gebt uns nur fleißig Nachricht von dem Erfolge eurer Bemühungen! Es wird gewiß allen euren Brüdern sehr angenehm seyn, und sie werden dadurch auch in den Stand gesetzt werden, ihre fernere Maasregeln darnach einzurichten und auch mitzutheilen. Salsingham, Colemann und Benson haben unter den Reheren in Deutschland sich einen grossen Anhang erworben. \*) Viele von diesen Abtrünnigen haben sogar ihrer Taufe wieder entsagt. \*\*) Und nun haben

ben  
 ten des Katholizismus, wie in dem Sailerischen Gebetbuche über silbert waren.

\*) Das arme Deutschland! Wenn doch jemand von den drei Herren mehr Nachricht geben könnte! —

\*\*) Dies heist doch nichts anders, als: sie haben den Christenthume überhaupt wieder entsagt. Diese Bedeutung wird durch das folgende bestätigt. Außerdem fällt mir dabei eine Stelle ein, die Eberhard (in der Apologie des Sokrates. Th. 2. S. 96.) aus dem Burnet anführt. Bei dem Befehrungsgeschäfte der Protestanten in Frankreich unter Ludwig XIV. heist es hier, war es eine allgemein befolgte Methode, wodurch man die witzigen Köpfe in den Schoos der katholischen Kirche zurückführte, daß man ihnen Zweifel an der ganzen christlichen Religion beibrachte. Wenn man nun damit fertig war, so machte man ihnen leicht begreiflich, daß es gar nichts auf sich habe, welche Form des äußerlichen Gottesdienstes man wähle. Und so kamen sie in den Schoos der Kirche durch die Thür des Unglaubens und der Gottesläugnung. — Sollte dies nicht auch auf unsern Zeiten anwendbar seyn? —

ben wir wohl Hofnung, daß sie sich bald wieder dazu bequemen werden, zu unsrer Religion überzutreten. Wenigstens haben wir den Kardinalen zu erkennen gegeben, daß wohl kein sichereres Mittel sey, die Leute von der Ketzeren zu entfernen, und sie in den Schoos der Kirche zurückzubringen, als wenn man sie in der Religion irre macht.

Wir wünschen euch übrigens Glück zu euren Unternehmungen 2c.

Madrid den 26sten Okt 1586. Samuel Malt.

Dieser Brief ward dem Bischofe vorgezeigt und Heath wurde nun deshalb zur Rede gestellt. Er leugnete nicht, daß er den Jesuiten Malt kenne, und eben so gestand ers auch, daß er ehemals selbst ein Jesuit gewesen sey. Man hatte aber Ursache zu glauben, daß er es noch jetzt sey und daß man nur deswegen unter dem Namen Thomas Sinne an ihn geschrieben habe, um ihn vor möglichen Gefahren zu sichern. Und als man darauf eine Haussuchung bey ihm anstellte, fand man auch, daß man sich nicht geirrt habe. Denn es waren sogar Beweise da, daß er vom Pabste und den Jesuiten die Erlaubniß hatte, sich unter der Maske eines protestantischen Predigers in England einzuschleichen.

Er wurde nun zum ewigen Gefängnisse verdammt; aber er starb noch, ehe ein Monat verfloss, in seinem Kerker, und man hatte nicht ungegründeten Verdacht, daß er Gift zu sich genommen habe.

### Grabschriften.

Auf ein böses Weib.

St! Wandrer gehe sachte;  
Denn, wenn die Frau erwachte;  
Die hier begraben liegt,  
Sie kratzt dir ins Gesicht.

Das

Das Daseyn von dem alten Teufel  
Zieht unsre neue Welt in Zweifel;  
Doch sollt ein Teufel, und er Witwer seyn:  
So müßt er dieses Weib sich freyn.

Auf einen Geck.

Nachdem der Geck hier endlich ausgearrt,  
Hat man ihn ohne Mühe eingescharrt;  
Weil seine Kappen, die er hinterlassen,  
So manchem jungen Herrn vortreflich passen.

S — — d.

Räthsel.

Zu welcher Zeit zeigen sich die Menschen am  
uneiaennüßigsten?

Bücher Nachricht

Da mancher Verehrer des Einzigen Friedrichs dessen  
herausgekommene Werke zu besitzen wünschen, der bisherige  
Pränumerationspreis außer der Fracht aber manchem  
zu hoch kommen dürfte: So habe ich Unterschriebener,  
um diese Werke in jedermanns Hände zu bringen, mit  
den rechtmäßigen Verlegern Herrn Voß und Sohn und  
Herrn Decker und Sohn in Berlin die Vereinbarung  
getroffen, daß ich sowohl von der französischen als deut-  
schen Ausgabe die erste fünf Theile für 2 Rthlr. 16 ggr.  
Preuß. Courant, oder 3 Rthlr. 12 sbr. Clevisch liefern  
kann. Wobey die jetzige Herren Pränumeranten, noch  
den Vortheil haben, daß sie die übrigen 10 Theile, welche  
noch 5 Rthlr. 8 ggr. Preuß. Courant kosten, wenn sie  
nicht wollen zu nehmen nicht verbunden sind.

Diese erste fünf Theile enthalten:

Der 1te und 2te Theil die Geschichte meiner Zeit.

Der 3te und 4te Theil die Geschichte des siebenjähri-  
gen Kriegs.

Der 5te Theil Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsbur-  
ger Frieden, 1763, bis zur beendigten Theilung von Pohl-  
len 1775.

Diejenige Herren in- und außerhalb Landes, welchen  
diese vertheilhaftete Bedingung anhebet, werden ersuchet,  
vor der Mitte dieses Monats die Pränumerations Gel-  
der franco an mich ein zu senden: Dagegen sie die be-  
sagte fünf Theile beym Ende dieses Monats von mir er-  
halten werden. Diejenigen aber, welche Bestellungen ohne  
Geld an mich ein senden, müssen wir nicht übel nehmen,  
daß sie kein Exemplar erhalten werden.

Wesel den 2ten Januarii 1789.

Franz Jacob Röder.

## 4.

## Neuere Merkwürdigkeiten

## vermischten Inhalts.

## I. Öffentliche Erziehungsanstalten.

(Auszug aus der St. Petersburgischen Russischen  
Zeitung vom 20ten Nov. 1788.)

Aus den an die Schulcommission ergangenen Berichten von den Schulen, welche in 26 Stadthalterschaften errichtet werden, ergiebt sich daß die Anzahl der in denselben gegenwärtig besüßlichen Schüler sich auf 10837 beläuft. Sowohl nach Aussage dieser Berichte, als auch nach dem Zeugnis des Collegienraths und Ritters vom Wladimir-Orden, Herrn von Kosodawrew, welcher von Seiten der Schulcommission im lezt verfloßenen Sommer 10 Stadthalterschaften, um die Schulen in denselben zu besichtigen, bereisete, findet sich, daß der Unterricht überall gut von Statten gehe. Die Monarchin hat nun auch unterm 14ten November an die Schulcommission den Befehl ertheilt, auch in allen noch übrigen Stadthalterschaften des Reichs Volksschulen zu errichten. Es verdient hiebey bemerkt und als ein ruhmwürdiges Muster der Nachfolge öffentlich bekannt gemacht zu werden.

N. U. IV. Jahrg. Bl. 2      D      daß

daß die Generalgouverneurs sich dieser Schulen eifrigst annehmen und in einigen Stadthalterschaften so gar Männer von Geburt und hohem Rang, aus Liebe zum allgemeinen Besten, das Director. Amt mit allen dazu erforderlichen Kenntnissen zum großen Vortheil der Schulen selbst verwalten.

## II. Neue Gesangbücher.

In Neuwid haben die Reformirten so wohl als die Lutheraner noch sehr schlechte Gesangbücher. Die ersteren behelfen sich noch mit dem Frankfurter Gesangbuch, worin die verbesserten Psalmen Davids nach d. Ambrosii Lobwassers Reimweise, ferner der Kern sämtlicher alter und neuer Kirchengesänge, \*) endlich des Herrn Joachim Neander geistreiche Bundeslieder enthalten sind. Die Lutherische Gemeinde hat noch das alte Marburger Gesangbuch. Die Art und Weise, deren man sich bedient hat, den Gemeinigliedern vorerst Geschmack an neuern und bessern Liedern bezubringen, und eben dadurch die künftige Einführung ganz neuer zweckmäßiger Gesangbücher zum voraus zu erleichtern, hat viel nachahmenswürdiges. Der erste reformirte Prediger,  
Herr

\*) In einem dieser Lieder steht noch die Stelle:  
 „ Der Stock und Stab unsres Pastors  
 „ Uns tröstet und uns strafet “

Herr Winz machte sich schon gegen das Ende des Jahrs 1787 ein Verdienst um seine Gemeine, indem er zum besten der Armen auf einen Bogen einige Lieder bey der Feyer des Abendmahls, bey der Confirmation der Kinder, ferner bey der Feyer des Weihnachts und Neujahrsfestes drucken ließ, wozu er noch einen Nachtrag einiger Lieder auf Ostern und Pfingsten fügte. Noch etwas weiter gieng der lutherische Kirchenrath, Herr Engel, der für seine Gemeine eine Auswahl von 72 Liedern auf eigene Kosten drucken und unentgeltlich unter die Gemeine vertheilen ließ, unter dem Titel: Proben neuer Lieder, als Vorbereitung und Anfang zu einem neuen Gesangbuch, um das Verlangen darnach allgemeiner rege zu machen, und unterdessen in Verbindung mit dem alten Gesangbuch bey den öffentlichen Gottesverehrungen zu gebrauchen, seiner Gemeine mitgetheilt von Philip Jakob Engel.

Nachdem schon einigemahl aus diesen neuen Liedern gesungen war, wurde diese zweckmäßige Sammlung durch eine den 14ten Sept. vorigen Jahrs von der Kanzel bekannt gemachte fürstliche Verordnung neben dem alten Gesangbuch eingeführt.

### III. Neue Erfindung.

Herr Professor Lichtenberg in Göttingen hat  
 B 2 eine

eine Methode erfunden, in Glas zu äßen. Das Glas wird mit gewöhnlichen Aetzgrund auf beiden Seiten überzogen, und auf eine Seite das Bild radirt. Das radirte Bild hält man über einen auf glühende Asche gelegten Topf, worin sich aus zermalnten Flußspat und darauf gegossener concentrirter Vitriolsäure, Flußspatsäure in luftförmiger Gestalt entwickelt. Die Spatsäure Luft steigt in die Vertiefungen des einradirten Bildes und in wenig Minuten hat man den vortreflichsten Glasstich. Der Erfinder hat die Idee, daß sich durch diese Methode die Mayerschen Mikrometer auf eine viel leichtere Art sehr vollkommen nachmachen lassen.

#### IV. Toleranz Nachricht aus dem Bergischen.

In einer Zeit von vier Jahren sind im Bergischen vier neue Lutherische Gemeinen entstanden, nämlich, in Kronenberg, Neviges, Sükeswagen und Wipperfürth. Die letztere Stadt ist ausser einem einzigen Lutheraner, welcher dort wohnt, ganz katholisch, und die übrigen Glieder der Gemeinde sind im Kirchspiele umher zerstreut. Der Rath daselbst, der ebenfalls katholisch ist, hat aber auf die menschenfreundlichste Art sich bei dieser Gelegenheit thätig bewiesen, hat die Moderatoren der Synode, welche nebst den Gemeinsgliedern einen schicklichen Platz für die

künftig

künftig zu erbauende Kirche in der Stadt aufsuchten, mit aller Höflichkeit begleitet und auf alle Weise unterstützt, und sogar vorläufig gegen billige Vergütung dieser neuen Gemeinde auf dem Rathhause, in dessen untern Theile eine Kapelle ist, einen geräumigen Saal angewiesen, wo sie, bis die Kirche fertig seyn wird, sich versammeln kann. Am 18ten Dec. ist die erste Predigt hier gehalten worden.

## 5.

## Aberglauben am Neujahrsabend.

Für viele Leute fast aus allen Ständen, besonders aber für den gemeinen Mann, hat der Vorabend vor dem Wechsel des alten und neuen Jahres, aller Orten beinahe etwas ungemein Fierliches und Dmindses. Beweise hievon sind besonders die Feuer, welche man hie und dort um diese Zeit anzündet, Tänze die man anstellt, vorzüglich aber das Schießen mit großen und kleinen Gewehren, das Legen von Kanonschlägen und selbst das ehemals übliche Rufen der Musesöhne auf manchen Universitäten mit dem Glockenschlage zwölf von Pererat das alte Jahr und Dixat das neue Jahr. An vielen Orten

werden auch grade an jenem Abend große feierliche Trinkgelage gehalten, so daß man sich aus dem fröhlichen Uebergang aus dem alten in das neue Jahr für die ganze Dauer des letztern überhaupt alles Heil und Wohl zu versprechen scheint. Höhern Orts stöhrt man seit Jahren diesem öffentlichen Unwesen, weil Ausschweifungen aller Art, und oft beträchtliche Unglücksfälle bey der Gelegenheit sich eräugnet haben.

Nicht so bekannt wie jenes alles sind viele kleine in aller Stille und insgeheim gespielte Stückchen an eben jenem Vorabend, vorzüglich von unverheirateten Personen weiblichen Geschlechts und besonders Dienstmädgen, deren glücklicher oder unglücklicher Ausgang mancher, wenn nicht ganz den Kopf verrücket, doch immer etwas verdrehet, und oft einen sehr nachtheiligen Erfolg für sie hat. Nur einige zur Probe. Männer sucht ist Personen weiblichen Geschlechts grade dann, wenn sie in voller Blüthe sind so eigen, daß jedes weibliche Geschöpf, wenn nicht völlige Befriedigung ihre Wünsche krönen kann, doch nach vorübergehender Stillung derselben sich sehnt. Die bloße Hofnung zum männlichen Gatten ist Erdenglück genug, wenn sich auch noch so entfernt die Gewisheit davon zeigen sollte. Der Neujahrsabend entscheidet daher gewöhnlich bey ihnen in diesem Punkt auch Wohl  
und

und Wehe, und hiezu stellt man Versuche aller Art an, und macht Proben von denen man sich alles verspricht. Das sogenannte Kaffeegießen, und die daraus angestellten Prophezeihungen von einer grauharigen, den Meerfagen ähnlichen, Alten in Beziehung auf den künftigen Ehegatten, eben so die vielen Deutungen aus den Streifen im Innern der flachen Hand, die man sonst so häufig zu Rathe zieht, werden auch an diesem Vorabend besonders wieder vorgenommen. Ihnen gesellen einige noch einen andern Versuch bey, wozu, sollte man es wohl denken! ein Gesangbuch treue Dienste leisten muß. Das Mädchen zieht sich vor dem Bettgehen ganz bis aufs bloße Hemde aus, ergreift nun im Dunkeln ein Gesangbuch und schlägt es auf. Aufgeschlagen legt sie sichs unter das Kopfkissen, worauf ihr Haupt die Nacht über voll sehnlicher Erwartung des Morgens nur mit halbschlummernden Augen zu ruhen vermag. Die Helle des Morgens zeigt sich nicht so bald, als das Mädchen schon zum Bette hinaus fährt, ihr Gesangbuch zur Hand nimmt, und die aufgeschlagenen Seiten ängstlich durchliest. Trift sie nur das Wort Bräutigam an, so glaubt sie fest und gewis, ihr werde einer in dem neuen Jahre zu Theil. Wird das Lösungswort nicht auf jenen Seiten entdeckt, so überzieht Traurigkeit die anfangs frohe Miene; aber aufgeheitert wird sie doch in etwas wieder,

wenn das arme Mädchen beim Durchlesen der nächsten vorhergehenden oder nachfolgenden Seiten doch noch auf selbiges stoßen sollte. Je weiter sie solches von den am Abend aufgeschlagenen Seiten findet, desto ferner dünkt sie sich ihre Aussichten zum Gatten, und je näher, desto kürzer setzt sie die Zeit bis zum Hochzeitstage an. Kürzer können wir nur andere Prozesse ähnlicher Art erwähnen, die auch um die Zeit vorgenommen werden, und gleiche Wirkungen hervorbringen sollen. In einer mit Wasser angefüllten Schale werden mehrere halbe Wallnußschalen worin eine kleine angezündete Wachskerze steht, gesetzt, um neben einander umher zu schwimmen. Jedem Paar derselben giebt man den Namen einer gewissen Mannsperson und eines gewissen Frauenzimmers, und wenn der Peter mit seinem Fritzchen, oder der Christian mit seinem Hannchen zusammenstoßen, und mit einander eine Zeitlang fortschwimmen, so werden beide im neuen Jahr ein Pärchen. Eben so nimmt man einige Glocken Gläßer, und rollt sie sachte zu zweien Kugeln, denen man auf die vorige Weise Namen giebt, legt sie auf dem Rande eines Tisches nebeneinander hin, und zündet selbige vermittelst eines zwischen gehaltenen Lichts an. Beide steigen brennend in die Höhe, und wenn der Gläßer Johann mit seiner Gläßerliese zusammen fliegen, so schwört das Mädchen die diesen Versuch machte

thener

theuer und fest, daß auch jene durchs Band der heiligen Ehe mit einander werden vereinigt werden. Will ein Mädchen gerne wissen, was ihr künftiger Ehegatte, den sie noch nicht gewählt hat, weil sie auf mehrere Mannspersonen zugleich ein Auge geworfen, für ein Handthierung treiben wird, so schmilzt sie am Neujahrsabend Bley, gewöhnlich in der eisernen Bratengießkelle über Kohlen, und wenn es flüßig wird gießt sie solches in ein mit Wasser angefülltes Gefäß. Das Bley fährt aus einander, ohne daß die Theile sich doch ganz von einander trennen; aber nun werden an der aus dem Wasser genommenen Masse alle Regeln der Auslegungskunst verschwendet. Da denkt sich die Vorstellungskraft der Gießerin alsdann selbst oder mit Hülfe anderer von ihren Kameradinnen, leibhaftig oft den Maurer mit seiner Kelle, den Schneider mit der Scheere, den Schuster mit dem Pfriemen oder Leisten, und selbst den Bäcker mit dem Semmel oder Kringel und was sonst noch alles gutes mehr. Und weil das Ganze von Norddeutschland vorzüglich gilt, so wird der Seefahrer nie mit aus dem Spiel gelassen. Wie weislich aber der gemeine Matrose von dem eine Stufe höher stehenden Steuermann unterschieden wird, sollte keiner glauben. Das Verfahren nach den Regeln der Auslegungskunst ist drolligt genug. Die Gießerin denkt sich an dem gegossenen Bleiklumpen

das Schiff, und eine Erhöhung derselben in der Mitte oder gegen das Ende derselben hin verführt ihr, erstere den gemeinen Matrosen, und letztere den am Ruder sitzenden Steuermann, zum Bräutigam.

Dienstmädgen vorzüglich stellen am Neujahrsabend noch allerley andere Proben an, unter denen wir noch eine kurz erzählen wollen. Die armen Geschöpfe die gewöhnlich Jahr aus Jahr ein von einer Herrschaft zur andern wandern, versuchen es an jenem Abend sehr oft, ob sie im folgenden neuen Jahr bey ihrer alten Herrschaft bleiben werden, oder ob eine neue ihnen beschieden sey. Zu diesem Ende zieht das Mädgen Pantoffeln an, hängt nicht selten auch wohl gar ein Bettlaken um, setzt sich auf der Flur oder Diehle nieder und wirft sich den Pantoffel mit dem linken Fuß übern Kopf. Nun wird nachgesehen, ob die Spitze desselben zur Hausthüre hinaus steht oder nicht. Ist ersteres, so glaubt sie gehts mit ihr in dem Jahre zum Hause hinaus, im letztern Fall nicht. Was jenes alles für nachtheilige Folgen und welchen wesentlichen Einfluß es auf weibliche Geschöpfe haben kann, stellt sich keiner gewis sogleich vor. Doch man bedenke nur, auf welchen vertrauteren Fuß sich wol ein Mädgen mit einem jungen Mann einlassen wird, den obige Proben ihr schon als den künftigen

Ihri gen

Ihri gen bestimmt haben, wie nicht selten ihre Ehre und Unschuld leichter gekränkt seyn werden, zu frühe Früchte der gegenseitigen Liebe erscheinen, aus Ueberzeugung, daß alles werde gewiß nach obigen untrüglichen Anzeigen, durch einen zu rechter Zeit ertheilten Priestersegen wieder verdeckt werden — und wie sich das Dienstmädchen wol gegen ihrer Herrschaft betragen wird, der der Pantoffel schon die Thüre gewiesen?

Und endlich versuchen viele Leute am Vorabend des neuen Jahrs es auch, sich und ihren Anverwandten den Tod oder das Leben im kommenden Jahre zu verkündigen. Freylich sonderbar genug; aber der feste Glaube an dem Verfahren hat sehr oft die nachtheiligsten Einwürfungen zur Folge. Mit Hülfe von Salz und eines Fingerhuts werden kleine Salzhäufchen auf Vater, Großmutter, Bruder oder Schwester oder andere Anverwandte gesetzt, und wenn eines davon des Morgens beim Nachsehen umgefallen, so stirbt die Person auf welche es gesetzt worden im künftigen Jahr. Wer nur ein wenig nachdenkt, was wol für Ursachen zum Umfallen vorhanden gewesen seyn können, wie ein Haufe Leiser in seine Form gedrückt leichter umfällt, oder wie ein Windhauch, die gewöhnlich auf dem Fenstergesimse aufgepflanzten Salzmännchen, sehr leicht umwerfen kann, der wird jene elenden Versuche,  
die

die so häufig angestellt werden, verlachen. Ihm wird dagegen stets der Gedanke: gewiß ist der Tod aber ungewiß die Stunde lebhaft bleiben, und nie wird er wie jene Menschen durch Umfallen oder Nichtumfallen von Salzhäufchen veranlaßt werden, sich vor der Zeit das Leben zu verkürzen, oder wenn letzteres der Fall ist, unbesorgt in den Tag hinein zu leben.

---

## 6.

## Anekdote.

Im siebenjährigen Kriege befand sich der König von Preußen auf einem Marsch nach Schweidnitz in einem Defilee, welches sich durch das in einander gefahrne schwere Geschütz verstopft hatte. Indem er nun eifrig umher ritt, um das Fortkommen zu befördern, riß er sich an einem Rade, dem er zu nahe kam, den einen Stiefel auf, so daß er ihn beinahe vom Fusse verlor. Mit einigem Verdruß über diesen Zufall befahl er, man solle einen Schuster auffuchen, der ihm den Stiefel zusammenheften könne. Nachdem man eine Zeitlang umher gefragt hatte, ob jemand dieses Handwerk verstehe, fand sich endlich ein Dragoner, der sein Handwerkszeug mit sich

sich brachte. Der König stieg ab, und setzte sich an eine Anhöhe.

Der König. Kannst du mir den Stiefel flicken?

Der Dragoner. Wollen sehen Ew Majestät; ich habe ja schon so manches geflickt.

Der König. Nur geschwind, damit ich fortkomme.

Der Dragoner fing an zu arbeiten, und brummte vor sich in den Bart: Hm! die Stiefeln haben auch ein paar neue verdient.

Der König. Was sagst Du? —

Der Dragoner. Nichts!

Der König. Ich will es aber wissen.

Der Dragoner. Nun, ich meyne die Stiefeln haben ihren Dienst redlich gethan; recht gut daß sie zerrissen sind; sie waren sonicht viel mehr werth.

Der König. So? — Wie lange meinst Du denn, daß Stiefeln halten müssen?

Der Dragoner. Wenn sie halten müssen, ist es eine andre Sache; aber, wie lange sie halten können, das kann ich wohl sagen. Drei Jahr.

Der König. Nun Narr, die sind so alt noch nicht. Aber sage mir doch, ob ein Schuster wohl ein guter Dragoner seyn kann?

Der Dragoner. Das haben Sie wohl bei Hohen-Friedberg gesehen.

Der König. Bist du da mit gewesen?

Der Dragoner. Ei freilich, ich habe die Desterreicher so versohlt, daß mancher von ihnen lange

daran

daran denken wird. Wenn ich Schuh und Stiefeln mache, bin ich Schuster, und wenn ich zu Pferde sitze, bin ich Dragoner. Der Himmel sei dann dem gnädig, der mir unter die Hände kommt.

Der König. Sachte, sachte, Herr Schuster; ich bin jetzt in seinen Händen, mache er's doch gnädig.

Als der Dragoner mit seiner Arbeit fertig war, ließ ihm der König ein Geschenk geben, und ritt schnell weiter.

## 7.

## Preisaufgaben.

Die in Gravenhaag zusammengetretene Gesellschaft zur Vertheidigung des christlichen Gottesdienstes gegen die heutigen Bestreiter desselben macht fürs gegenwärtige Jahr folgende Preisaufgaben bekannt.

1. Muß der Weg zur wahren Glückseligkeit in dem gegenwärtigen Stande des allgemeinen Verfalls, was das wesentliche betrifft, einer und derselbe seyn, und durch eine göttliche Offenbarung bekannt werden?

2. Auch begehrt die Gesellschaft einen urtheilkundigen Beweis über den verrufenen Gebrauch und heut zu Tag begangenen Mißbrauch der Kritik in der Behandlung der heiligen Schriften, durch Beispiele unsrer Zeit unterstützt.

3. Da

3. Dabey eine kurze und bündige Vertheidigung derjenigen Bücher des alten und neuen Testaments, die in unsern Tagen am meisten bestritten werden.

4. Eine auf hinlängliche Erfahrung gegründete Probe von der Methode, die Christliche Jugend in den geoffenbahrten Glaubens- und Sittenlehren so zu unterweisen, das sie früh gegen die Verführungen unsrer irrungsvollen Zeiten geführt wird.

Auf die beste Beantwortung der einen oder andern dieser Fragen, die am liebsten in lateinischer oder holländischer Sprache abgefaßt und vor dem 1. September dieses Jahrs an Herrn Adrian von Azendelft. Prediger zu Leiden und Secretär der Gesellschaft postfrey eingesendet werden muß, ist zum Preis eine goldene Medaille 50 Dukaten schwer bestimmt.

Demnächst bietet eben diese Gesellschaft eine silberne Medaille, an Werth 10 Dukaten auf eine jede von nachstehenden Abhandlungen:

1. Für eine vollständige Abhandlung über einige der vornehmsten Lehrwahrheiten des Christenthums, welche besonders in unsren Tagen von den so genannten neuen Reformatoren bestritten werden.

2. Für eine bündige Wiederlegung einiger Irrthümer, welche durch jene angepriesen werden und Eingang finden.

3. Für

3. Für eine beurtheilungs volle Aufklärung und Behandlung einer oder mehrerer der vornehmsten Beweisstellen aus dem alten und neuen Testament, die unter dem Namen loca classica bekannt sind.

4. Für eine vollständige, bescheidene und befriedigend widerlegende Recension einiger neulich herausgekommenen, die Wahrheit untergrabenden, und den Gottesdienst höhrenden Schriften.

5. Für eine sich auszeichnende Bearbeitung dieses oder jenes Theils der geoffenbarten Gottesgelahrtheit.

Auch diese Aufsätze müssen wie die Vorhergehende vor dem 1ten September dieses Jahrs eingesandt werden; die Verfasser nennen übrigens ihren Namen nicht in der Abhandlung selbst, sondern in einem versiegelten Zettel. Der mit derselben Devise bezeichnet ist, womit auch die Abhandlung überschrieben ist.

### Räthsel.

Welche Calender sind für die westphälischen Bauern am brauchbarsten?

Auflösung des Räthfels in vorigem  
Blatt.

Am Neujahrstage, wo sie andern gemeiniglich mehr als sich selbst wünschen.

## 8.

## Der Brantwein.

Es scheint freilich keine ganz unbillige Forderung: Ein Schriftsteller müsse, ehe er die Feder ansetzt, von seinem Gegenstand begeistert seyn, oder wie die Franzosen sagen: rempli de son sujet. Sollte das aber als eine allgemeine Regel gelten, nun so muß ich meinen Lesern nur offenherzig voraus sagen, daß sie hier nur einen sehr schlecht gerathenen Aufsatz werden zu gewarten haben. — Doch denke ich, jene Regel geht hauptsächlich nur den Dichter und Lobredner an. Ich denke aber nichts weniger als eine Lobrede auf den Brantwein zu schreiben, und folglich werde ich auch jener Begeisterung von diesem Gegenstand, wovon meine Leser eben so sehr als ich selbst verlehren möchten, überhoben seyn können.

Unter den Dingen, die nun einmal zum Luxus des gemeinen Mannes gehören, behauptet der Brantwein unstreitig den ersten und vornehmsten Platz. Und von dieser Seite betrachtet wird man das, was ich darüber zu sagen habe, gewiß der reißten Beherzigung eines jeden Menschenfreundes werth finden.

Ohne Zweifel hat wohl ein bloßer unbedeutender Zufall, ein kleiner Nebenumstand bei einem chemischen Versuch, der vielleicht ganz was anders zur Absicht hatte, zur Erfindung des Branteweins Anlaß gegeben. Wenigstens ist es damit, so wie mit mehreren großen Entdeckungen gegangen, da man sie anfänglich für so wenig richtig angesehen, daß man nicht einmal darauf bedacht gewesen, die eigentliche Zeit so wohl als den Namen des Erfinders der Vergehlichkeit zu entreißen, denn noch ist man ungewiß darüber, ob die Ehre davon dem berühmten Adepten Arnold von Villeneuve oder seinem Schüler, dem eben so berühmten Doctor Raimund Lullus gebühret. Es sey indessen der eine oder der andere, so geht doch so viel daraus hervor, daß diese Erfindung nicht über den Anfang des 14ten Jahrhunderts hinausgesetzt werden kan, so wie man auch sonst keine Spuren findet, daß man in frühern Zeiten etwas von Brantwein gewußt habe. Der erste Erfinder unnatürlichen Getränks mag sich freilich über seine Entdeckung sehr gefreut, mag vielleicht geglaubt haben, wo nicht das so sehr gepriesene Geheimnis der Adepten, die Universalargeney selbst, doch wenigstens das Hauptingrediens dazu nunmehr sicher gefunden zu haben, aber gewiß dachte er wohl nicht, für die Nachwelt ein Gift zu bereiten, das einst tausende von Menschen hinweg raffen würde.

würde. Noch immer mag es eine Frage seyn, ob in Rücksicht auf die Bevölkerung die Erfindung des Schießpulvers mächtigere Verwüstungen angerichtet habe oder die des Branteweins.

Anfänglich scheint die Verfertigung desselben bloß ein Vorrecht der Apotheker gewesen zu seyn, und er wurde bloß als Arznei gebraucht, so lange man noch keinen andern, als den sogenannten rheinischen Brantwein kannte, der aus Weinhefen bereitet wird. Als man aber das unglückliche Geheimnis entdeckte, auch aus Getreide Brantwein zu verfertigen, so ward er aus einer Arznei gar bald ein gewöhnliches Getränk, und für diejenigen, die nun einmal Geschmack daran fanden, ein unentbehrliches Bedürfnis. Schon in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war der Brantwein in den Händen der Wirthe, der Wein- und Bierschenken. Wie allgemein nun auch von dieser Zeit an der Gebrauch dieses Getränks geworden sieht man aus den häufigen landesväterlichen Verordnungen, die verschiedene deutsche Fürsten dagegen ergehen ließen. Um eine derselben anzuführen, so liest man in einem merkwürdigen vom Landgrafen Wilhelm von Hessen erlassenen Edikt vom 4ten Sept. 1656 folgendes:

h Gleichwie nun dadurch (nemlich durch

den Kornbrantwein) nicht allein viel gute Früchte unnützlich verderbt und zugebracht, auch der gute rheinische Brantwein damit sehr oft verfälscht, zugleich auch dessen nütlicher Gebrauch und hergebrachte zulässige Verkauf und Verschenkung zu merklicher Schmälerung so wohl unsrer eigenen, als eines Theils unsrer Städte, jährlicher Intraden, immer mehr in Abgang geräth, zu geschweigen, daß dadurch schier in allen Städten und Dörfern die Leute, Jung und Alt neben dem Gesinde, Knechten und Mägden, sich an das verderbliche Brantweinsaufen, indem sie solchen Brantwein in liederlichem Werth haben können, gewöhnen, einander in die Brantweinswinkel reizen, und wenn sie sich darinnen wohl erhitzt, alsdann Anlaß nehmen, förters in die Bierhäuser, sich darinnen wider abzufühlen, zu geben und also den ganzen Tag ihre Arbeit zu versäumen, und bey den Gelägen in Söffereyen zuzubringen, daraus dann allerhand leichtfertiges und üppiges Wesen, Schande und Laster entstehet, viele sich auch also selbst allerhand schädliche Schwach- und Krankheiten, nicht ohne Leibs- und Seelengefahr mutwillig übern Hals ziehen &c. "

Der Brantewein blieb nicht sehr lange ein ausschließliches Getränk der Europäer. Er fand auch bald bey auswärtigen Nationen Beyfall und er ist jetzt einer der wichtigsten Handlungs- zweige und eine Waare, die weit und breit ver- führt wird. Es ist nichts, was den Europäern einen vortheilhafteren und dauerhaftern Ingredienz bey den Wilden verschafft hat, als eben der Brantewein; denn so widerlich er auch einem noch so rohen Gaumen im Anfang seyn kan, so schnell wird er ihm doch zum dringenden aller Bedürfnisse. Die Grönländer verabscheuten an- fangs dieses Tollwasser, wie sie es sehr schicklich nennen, eben so sehr, als sie es nachher auf das gierigste tranken.

Die Peruaner, die doch ohnehin von jeher eigene berauschende Getränke hatten, zogen den- noch den Brantewein, den ihnen die Europäer zuführten bei weitem vor, und er ward bald das einzige Band, das den Handel beider Na- tionen unterhielt, da jene durchaus sich auf keine europäischen Waaren einließen, wenn nicht Bran- tewein darunter war.

Zum Beweis der unbändig heftigen Begierde der Amerikaner nach Brantewein erzählt Ulloa, daß es sich mehr als einmal zugetragen, daß ein sonst treuer indischer Bedienter seinen Herrn auf

der Reise im Schlaf ermordet habe, einzig und allein, um dessen Brantweinflasche austrinken zu können.

Auf Guinea und den benachbarten Küsten ist bekanntlich der Brantwein die kräftigste Triebfeder, den Sklavenhandel zu unterhalten. Die kleinen Negerkönige treiben unaufhörlichen Menschenraub untereinander. Bloß um dafür Brantwein kaufen zu können.

Eben so wichtig ist der Vertrieb des europäischen Brantweins bis in die äußersten Enden von Asien. Der Hauptertrag, den die Russische Krone von Kamtschatka zieht, ist bloß der Verkauf des Brantweins, der zu Kraschemnikows Zeiten jährlich auf 400 Rubel betrug.

Doch kehren wir von jenen fremden Nationen in unser Vaterland zurück, und richten unsere Augen auf unsere lieben Deutschen. Schon von den ältesten Zeiten her, da noch allein Bier und Wein das gewöhnliche Getränk der deutschen Bürger und Bauern war, hat man schon den Deutschen eine überwiegende Neigung zum Trunk Schuld gegeben. War dieser Vorwurf ehedem auch nur halb gegründet, so ist er es gewiß nunmehr ganz, seit dem der Brantwein angekommen ist.

Was sonst nur als eine Arznei gebraucht ward, was nachher höchstens an Sonn- und Festtagen oder auf Reisen als ein Schlückchen zum Wohlgeschmack zum Ritzel des Gaumens genossen ward, ist jetzt einen unsäglich großen Theil zu einem dringenden Bedürfnis geworden, das ihnen so unentbehrlich ist als Brod.

Ich rede jetzt bloß von unsren Niederrheinischen Gegenden, ohngeachtet die häufigen Klagen die man von andern Orten her vernimmt, eben keine größere Mäßigkeit vermuthen lassen. Neme ich auch nach einem gewiß sehr mäßigen Verhältnis an, daß in unsren Gegenden auch ein ganzes Viertel der erwachsenen Einwohner, die Zahl derer ausmacht, die gar keinen Brantwein trinken, und ebenfalls ein Viertel von solchen, die nur dann und wann, unter dem Vorwand gegen böse Nebel, oder zur Stärkung des Magens, oder auch nur wenn sie eine kleine Wanderung nach einem benachbarten Ort machen, unterwegs ein kleines Schlückchen zu sich nehmen, so ist noch die Hälfte übrig, wovon jeder täglich seine größere oder kleinere Portion Brantwein richtig zu sich nimt. Unter dieser Hälfte machen freilich die eigentlichen Söffler, die täglich eine ganze Kanne und mehr vertragen können, den allerkleinsten Theil aus. Allein derjenigen, die sich bloß mit einer festgesetzten Portion mit einem

fogenannten Rännchen oder  $\frac{1}{4}$  Schoppen begnügen, sind ungleich weniger als diejenigen, die sich hierin nichts vorschreiben, sondern so wie es die Gelegenheit mit sich bringt, zwey, drey und mehrere dergleichen Rännchen zu sich nehmen. Der größte Theil der Handwerksleute gehört zur Zahl dieser letztern, und es giebt deren nicht wenige, die den Tag nur einen halben Thaler höchstens einen Gulden verdienen, und fünf, sechs bis zehn Stüber allein in Brantewein verzehren.

Nimt man nun an, daß wie einsichtsvolle Oekonomen versichern, 20 Pfund Korn nur  $1\frac{1}{4}$  Maas guten Brantewein liefern, so läßt sich leicht einsehen, welcher ungeheure Menge Brodkorn durch diesen so häufigen Gebrauch des Branteweins verlohren geht. Ein Mensch, der täglich nur ein halb Ort ( $\frac{1}{8}$  Ranne) Brantewein trinkt — und deren Zahl ist Legio — verthut außer seinem Brodkorn jährlich noch 2 Malter 4 Meßen Korn und also mehr als noch einmal so viel, als man sonst auf jeden Menschen zu rechnen pflegt. Ueberhaupt kan man sicher annehmen, daß der Brantewein gegenwärtig schon den 9ten Theil unsres Brodkorns hinweg nimmt. Die Folgen von diesem so schädlichen und leider immer steigenden Luxus des gemeinen Mannes liegen am Tage, der dadurch

immer

immer erhöht werdende Preis des Brods mag freilich für den Fruchthändler, für den Kornwucherer, und auch zum Theil für den Ackermann kein großer Schade seyn, aber wie drückend ist er nicht für den größeren Theil des Volks, für den Mittelmann in Städten, für den Handwerker, für den Tagelöhner u. s. w. Woher kommt es, daß man fast an allen Orten über die zunehmende Menge der Armen so häufige Klagen führen hört? Was ist die Ursache, daß man so viele Bürgerfamilien gänzlich zurückkommen sieht? Woher die Menge so vieler unbeybringlichen Rückstände herrschaftlicher Abgaben? Woher die große Anzahl so vieler unnützer Bettler, womit Land und Städte überschwemmt sind? Setzt man noch so manche Arten von Sittenverderbnisse hinzu, so viele niedrige Leidenschaften, die der unmäßige Gebrauch des Branteweins erzeugt, so viele schöne Anlagen zu edlen Thätigkeiten, die er erstickt, so viele Ausschweifungen wozu er die nächste Veranlassung giebt — O so ist der Branteweinkessel eigentlich die wahre leibhafte Büchse der Pandora.

Es werden von Akademien und gelehrten Gesellschaften häufig Fragen aufgeworfen, und auf die Beantwortung derselben oft wichtige Preise gesetzt. Aber wenn je eine Frage vor allen andern würdig gewesen ist, öffentlich aufgeworfen und

Es

mit

mit dem höchsten Preis belohnt zu werden, so ist es die: Wie auf die schicklichste und wirksamste Art dem unmäßigen Gebrauch des Branteweins Einhalt gethan werden könne? Die Frage wäre freilich leicht, nemlich durch den Vorschlag, die Brennerereyen einzuschränken, beantwortet, aber da man bey diesem Vorschlag zugleich Mittel angeben müste, den dadurch in den Acciseeinnahmen entstehenden Ausfall zu ersetzen, so wird diese Auflösung gradezu verworfen werden, so lange man noch den Vortheil und Schaden der Branteweinbrennerereyen nicht moralisch, nicht nach dem Einfluß derselben auf Menschenwohl, sondern nur cameralistisch und nach dem Gewinn der herrschaftlichen Gefälle berechnet.

Was kann also der Menschenfreund thun, der das Uebel sieht, ihm aber nicht abhelfen kan? Er begnüge sich, seine Mitbrüder zu warnen, und auch dadurch wenigstens zur etwaigen Minderung des Uebels beizutragen. Auch schon dadurch stiftet er Nutzen, großen Nutzen, der sich in der Folge noch weit ausbreiten kann, wenn er andern auf den Nachtheil aufmerksam macht, den jener Mißbrauch nach sich zieht, und wenn er dadurch auch nur diesen und jenem, der in Gefahr stand, auszuscheiden, zur Mäßigkeit zurück führt.

Der Weg periodischer Schriften, die in vieler Hände kommen, dünkt mir auch hiezu sehr schicklich, und darum auch hier noch ein Wort von dem äusserst nachtheiligen Einfluß, den der tägliche Gebrauch des Branteweins auf Geist und Körper hat.

Die Freunde des Branteweins rühmen, daß er den Menschen Stärke und ermuntere. Sie berufen sich auf ihre eigne Erfahrung, nach welcher sie zu ihren gewöhnlichsten Verrichtungen ganz ungeschickt und unlustig sind, und alles was sie thun, nur mit einem unwillkürlichen Beben und Zittern der Hände vornehmen, ehe sie nicht ihren gewöhnlichen Schnaps genommen haben. Allein sie dürften sich nur erinnern, daß ehe sie sich an den Brantwein gewöhnt hatten, sie von dieser Ungeschicklichkeit, von diesem Zittern der Hände, und von dieser Unlust nichts gewußt haben.

Auch will ich gern zugeben, daß der Brantwein bloß als Arznei gebraucht und tropfenweise genossen, in manchen Fällen der Gesundheit zuträglich seyn kann. Ein solcher mäßiger Gebrauch auf eine vortheilhafte Art zu stärken, und die schwindende Kräfte bey Ermüdungen merklich zu ersetzen und zu erfrischen. Allein auf einen so sparsamen Gebrauch schränken sich selb-

+ Kann dazu  
dienen  
das Witz

ne Verehrer nicht ein. Auch dauert diese gerühmte Wirkung nur wenig Viertelstunden, nachher läßt er soviel mehr Trägheit und Schläfrigkeit zurück. Auch ist es nicht so sehr seine vorgegebene medicinische Kraft, als vielmehr seine berausende und betäubende Kraft, die den Trinker auf eine halbe Stunde in einen behaglichen und mangelfreien Zustand setzt, diese betäubende Kraft ist es, die den Liebhaber am stärksten reizt. Aber eben dieses ist es auch, was den Brantewein zu einem langsamen Gift macht.

Eine der bekanntesten schädlichen Wirkungen des Branteweins, die zugleich die beste Wiederlegung seiner vorgegebenen stärkenden Kraft ist, ist die, daß er den Magen ganz verschleimt, die Verdauungskraft schwächt und die Eflust wegnimmt, daher man finden wird, daß die Branteweintrinker durchgängig schlechte Esser sind und gefolglich des besten Mittels den Körper zu stärken und stark zu erhalten, sich selbst berauben. Da auch der Brantewein das Geblüt sehr erhitze, so erzeugt er auch gewöhnlich einen sehr heftigen anhaltenden Durst, und zwar nicht einen Durst nach Wasser, sondern nach neuem starken Getränk, daher man auch sehen wird, daß diejenigen, die des Morgens viel mit dem Branteweinsglase umgehen, des Nachmittags oder Abends häufig zur Bierflasche oder Weinbouteille ihre

ihre Zuflucht nehmen. Die unausbleibliche Wirkung einer solchen stets fortgesetzten Anfeuchtung des Körpers ist eine immer zunehmende Schwächung aller seiner festen und eine gänzliche Verderbnis aller seiner flüssigen Theile.

Gar bald gewöhnt sich auch die Natur an dieses fatale Getränk dergestalt, daß eine gewisse festgesetzte Portion nach kurzer Zeit aufhört, die verlangte Wirkung zu thun, und nicht mehr hinreicht, den erschlasten Körper und den stumpf gewordenen Geist zu stärken und zu ermuntern, daher dann die gewöhnliche Portion bald vergrößert wird, wovon dann die immer stärker werdende Neigung zu diesem elenden Erquickungsmittel eine ganz natürliche Folge ist.

(Der Beschluß künftig.)

## 9.

### Wetterbeobachtung.

In meiner vorigen Beobachtung ist ein Druckfehler eingeschlichen. Der zweyte Kalte Tag war nicht der 10te, sondern der 7te December, da der Thermometer bey Nordostwind des Mittags auf 10 Grad nach Reaumur gestanden hat.

Weil

Weil die Kälte in diesem Winter sich so früh, nemlich schon am 25ten November eingestellt, so lange angehalten hat, und so bestig gewesen ist, will ich von Anfang an die kälteste Tage anzeigen, wie ich solche auf meinen des Mittags um zwölf Uhr in die freye Luft gegen Norden ausgehangenen Thermometer nach Reaumur'schen Graden unter dem Frierpunkt bemerkt habe. Der Thermometer stand des Mittags

am 4ten	December	auf	10	Grad	bey	Südwind.
— 7ten	—	—	10	—	—	Nordostw.
— 14ten	—	—	12 $\frac{1}{2}$	—	—	Ostwind.
— 15ten	—	—	14 $\frac{1}{2}$	—	—	Ostwind.
— 16ten	—	—	15 $\frac{1}{2}$	—	—	Ostwind.
— 17ten	—	—	10 $\frac{1}{2}$	—	—	Südostw.
— 18ten	—	—	13	—	—	Südostw.
— 23ten	—	—	12 $\frac{1}{2}$	—	—	Ostwind.
— 28ten	—	—	9 $\frac{3}{4}$	—	—	Ostwind.
— 29ten	—	—	13 $\frac{1}{2}$	—	—	Nordostw.
— 30ten	—	—	14 $\frac{1}{2}$	—	—	Nordostw.
— 31ten	—	—	10	—	—	Südwestw.
— 1ten	Januar	—	9	—	—	Südwind.
— 3ten	—	—	11	—	—	Ostwind.
— 4ten	—	—	13	—	—	Ostwind.
— 5ten	—	—	10	—	—	Ostwind.
— 6ten	—	—	11 $\frac{1}{2}$	—	—	Ostwind.
— 7ten	—	—	13	—	—	Ostwind.
— 8ten	—	—	13 $\frac{1}{2}$	—	—	Ostwind.
— 9ten	—	—	9 $\frac{1}{2}$	—	—	Südostw.

Dieser

Dieser Winter ist so wohl in Ansehung der Strenge der Kälte, als der Dauer derselben, der Kälteste, den wir im gegenwärtigen 18ten Jahrhundert gehabt haben. Im Winter 1709 hat die Kälte, wie ich von alten Leuten gehört zu haben mich erinnere, zwar lange, aber doch nur 21 Tage gewährt. Im Winter 1740 haben wir im Anfang des Jänners, und im Winter 1785 im Ausgang des Februars und im Anfang des Märzmonats beydes Mal nur drey außerordentlich kalte Tage gehabt; Und jetzt haben wir vom 25. November v. J. bis zum 9ten Jänner d. J. eine anhaltende Kälte und darin die oben bemerkte 20 außerordentlich kalte Tage gehabt.

Wie man aus Wien schreibt, ist dort die Kälte am 23ten December v. J. des Morgens um 8 Uhr am größten gewesen, da der Thermometer auf dortiger Sternwarte auf 18 Reaumurische Grade gestanden hat.

In Paris ist die Kälte, wie uns die Zeitungen melden, in der Nacht vom 30ten bis 31ten December v. J. am stärksten gewesen, indem auf dortiger Sternwarte eben derselbe Thermometer, welcher im Jahr 1709 bey damaliger strengsten Kälte vom 13. bis 14. Jänners auf 15 Reaumurische Grade gestanden, am 31. abgewichenen Decembermonats des Morgens um 5 Uhr bis auf  $17\frac{1}{2}$  Grad gefallen gewesen.

In Warschau ist die Kälte am 17ten Decemb. v. J. am stärksten, und so strenge gewesen, daß man wahrlich sich wundern muß, wie die Pohlen noch so warme Reden halten können.

In Amsterdam hat der Thermometer im kalten Winter 1740 auf 15 Reaumurische Grade gestanden. Da nun der Thermometer hier bey uns am 15ten und 30ten December auf  $14\frac{1}{2}$  Grad, und am 16ten gar auf  $15\frac{1}{2}$  Grad um die Mittagszeit, und um die Morgenzeit die ich wegen meiner Geschäfte nicht immer beobachten können, einmal auf 18 Grad gestanden hat, so haben wir jezo einen Winter erlebt, der uns und unsere Kinder, und leider der Armut unvergeßlich bleiben wird. Gott laße den Rhein so los gehen, daß wir nicht auch wiederum das traurige Andenken von ihm haben mögen, welches er uns im Jahr 1784 hinterlassen hat. Die Ausichten sind bedenklich.

S — — d.

---

Auflösung des Räthsels in vorigem  
Blatt.

Die deutschen Calender.

---

## IO.

## Der Brantewein:

(Beschluß.)

Man betrachte den Branteweintrinker einmal in seinem nüchternen Zustand: Eine unüberwindliche Trägheit, ein gänzlich Misbehagen und Uebelbefinden, Unlust und Ungeschicklichkeit zu irgend einem Geschäft, zumal zu einem solchen, wozu einige Anstrengung des Kopfs erfordert wird, gänzliche Unfähigkeit zum Nachdenken und ein lethargischer Stumpfsinn, das sind die quälende Gefühle des Branteweinstrinkers in den Stunden, wo er sein gewöhnliches Labial noch nicht zu sich genommen hat, und eben das sind die Nachwehen, die sich gleich einstellen, so bald die berauschte Kraft des Branteweins aufgehört hat. Die Meisten, denen dieser Zustand unerträglich fällt, nehmen dann aufs neue zu immer größern und öfters wiederholten Portionen ihre Zuflucht, und so gerathen sie dann endlich in einen Zustand, worin ihnen jeder Genuß des Lebens unschmackhaft ist, der nicht durch einen Rausch gewürzt ist.

Traurig ist es für jeden Menschenfreund, zu sehen, daß die Neigung zum Brantewein auch

schon häufig anfängt, des weiblichen Geschlechts sich zu bemeistern, wovon die Folgen — selbst auf künftige Generationen — so viel nachtheiliger seyn müssen, da bey dem zärtern Nervenbau des weiblichen Körpers die Wirkungen dieses Getränks noch so viel zerstörender sind, und so auch schon durch die Muttermilch in die zarten Kinder übergehen:

Ich beschließe diesen Aufsatz mit der merkwürdigen Geschichte eines Erztrinkers, der, wie er mir selbst öfters wiederhohlt, und noch auf seinem Sterbebette bestätigt hat, in seinem Leben mehr als 270 Ahm Brantewein jede zu 120 Maas gerechnet, getrunken hat. Die Geschichte dieses Mannes ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Sie zeigt insbesondere, wie viel ein Mensch über sich selbst vermag, und daß er im Stande ist, auch die stärkste Leidenschaft, auch die größte und durch lange Gewohnheit zur andern Natur gewordene Neigung zu besiegen, wenn er nur ernstlich und redlich will.

Ich lernte diesen Mann, als er schon hoch bey Jahren war, und zwar als einen stillen ordentlichen Bürger kennen, und wollte es kaum glauben, als man mir sagte, daß es wohl nie einen stärkern Trinker gegeben habe, als dieser Mann in frühern Jahren gewesen sey. Auffal-  
lend

lend war es mir, diesen Mann so wohl an  
Sonn. als Werktagen nie anders gekleidet zu  
sehn, als in einem grünen Rock, und schwarzen  
Unterkleidern, zumahl da mir auch andre Leute  
versicherten, ihn seit mehr als dreißig Jahren  
nie in einer andern Kleidung gesehen zu haben.  
Bey näherer Bekanntschaft erzählte mir der  
Mann die ganze Geschichte, seiner Verirrungen  
sowohl als seiner Bekehrung, und man wird  
daraus sehen, daß die immer beybehaltene grüne  
und schwarze Farbe seiner Kleidung hierauf Be-  
ziehung hatte.

Schon in seinem achtzehnten Jahr gewann  
er die Neigung eines Mädchens die nicht allein  
für ihren Stand sehr bemittelt war, sondern  
auch noch überdem eine wichtige Erbschaft zu  
erwarten hatte. Durch die Heirath mit diesem  
Mädchen konnte er auf den Besitz eines Ver-  
mögens von 30000 Gulden Rechnung machen.  
Er zögerte also nicht lange, die Verbindung zu  
vollziehen. Dreißigtausend Gulden schien dem  
unerfahrenen Jüngling eine Summe die uners-  
chöpflich sey, und nie zu Ende gehen würde.  
Einer der Hauptbewegungsgründe, seine erlernte  
Profession fleißig und ordentlich zu betreiben,  
verlohr also bey ihm viel von seiner Kraft. Er  
verfiel in Müßiggang, und dieser verleitetete ihn  
zum Trunk. Die gehoffte Erbschaft seiner Frau,

worauf er so sicher gerechnet hatte, wurde durch einen Prozeß angefochten; der Prozeß dauerte viele Jahre lang, und nach dessen Endigung war die Erbschaft weit über die Hälfte eingeschmolzen. Der öftere Verdruß während dieses Prozeßes verstärkte seine Neigung zum Trunk, und um kurz zu seyn, er brachte es bald so weit, daß täglich drey Maaß Brantewein seine gewöhnliche Portion, und diese ihm ein ordentliches Bedürfnis ward. Diese Lebensart setzte er ohngefähr dreißig Jahr lang fort, und man kan leicht denken, daß nun das so groß geschätzte Vermögen seiner Frau rein aufgezehrt war.

Einft kam er des Abends spät von einer benachbarten Stadt, wo er etwas mehr als seine gewöhnliche Portion zu sich genommen hatte. Unterwegens bemerkte er, daß er nicht recht mehr grade aufwärts gehen konnte, er strauchelte und fiel in einen Graben, mehr als zehnmal stand er auf, und jedesmal fiel er wider hinein. Endlich gelang es ihm, festen Fuß zu gewinnen, und er kam ziemlich nüchtern zu Haus, denn die Angst, und die Vorstellung der Gefahr, in welcher er in jenem Graben, der ziemlich tief mit Wasser gefüllt war, gewesen, hatte den Rausch merklich vertrieben. Er legte sich schlafen. Nun kam ihm im Traume die Geschichte des Grabens noch einmal vor. Zugleich fuhr ihm der Gedanke

danke

Danke lebhaft durch die Seele: Wem hast du deine Rettung zu danken? Es war mir (dies sind seine eigene Worte) es war mir, als ob mir jemand gesagt hatte: Und wozu hat dich der liebe Gott gerettet? doch gewiß nicht dazu, daß du täglich nichts anders thun als faullenzen und saufen sollst. Ohne Zweifel wil Gott, daß du ein anders Leben anfangen sollst. Bisher hast du nicht gelebt wie ein Mensch sondern schlimmer als ein Vieh, denn Niemand in der Welt hat bisher von dir den geringsten Nutzen gehabt — dazu bist du doch nicht in der Welt — Auf und befre dich! Es war mir, fuhr er fort, als ob ich eine würtliche Stimme gehört hätte, die mir dieses sagte, ich erwachte mit Schrecken und faßte zur Stelle den Entschluß, dem Trunk zu entsagen. Nicht lange, so schließ er wider ein, und sein Entschluß bey dem Erwachen ward dadurch noch mehr gestärkt. Des Morgens bey dem Aufstehn sagte er seiner Frau, sie solle auch für ihn Caffe mit setzen: diese verwunderte sich hierüber sehr, denn seit vielen Jahren hatte er kein warm Getränk über den Mund genommen, sie widerrieth es ihm auch, weil sie fürchtete, es werde ihm bey der langen Ungewohnheit für seine Gesundheit nachtheilig seyn. Er bestand aber drauf, und versicherte, daß er wieder ein Tropfen Brantewein zu sich nemen werde — Raum hatte er ein paar Tassen Caffe zu sich genommen, so wurde

wurde ihm übel, und es erfolgte ein heftiges Erbrechen. Jetzt nöthigte ihn seine Frau sehr, ein Glas Brantwein zu nehmen und rieth ihm an, sich nur vor und nach durch immer verkleinerte Portionen davon zu entwöhnen. Er blieb aber standhaft und sagte: So wahr du mich hier grün und schwarz — er hatte damals grade Rock und Weste von diesen Farben an — vor dir stehen siehst, wirst du mich auch nie wider sich einen Tropfen Brantwein über den Mund nehmen. Alles was er an diesem und den folgenden Tagen genoß, mußte er gleich wieder von sich geben. Er fiel darauf in ein starkes Fieber, und selbst der Arzt versicherte, er könne ihn nicht retten, wenn er nicht etwas Brantwein, woran die Natur nun so ganz gewohnt sey, wenigstens als Arzenei zu sich nehmen wollte. Ja, ohne sein Wissen versetzte er die ihm vorgeschriebene Arzenei mit Brantwein, aber sobald er sie schmeckte, warf er sie mit Unwillen von sich und betheuerte lieber sterben zu wollen, als sein Gelübde zu brechen. Er erhobte sich auch endlich wirklich von seiner, von dem Arzt selbst in seinen Umständen für unheilbar erklärten Krankheit, zum Beweis, wie falsch das Vorurtheil ist, ein Trinker dürfe ohne Nachtheil seiner Gesundheit nicht auf einmal seiner geliebten Gewohnheit entsagen, sondern müsse sich nur allmählig entwöhnen. Nach seiner Genesung blieb

der

der Mann auch immer seinem Gelübde treu, und er versicherte mich, es sey ihm solches nicht schwer gefallen, den Brantwein ganz zu entbehren, aber dafür hätte er nicht Bürge seyn wollen, daß wenn er nur einmal eine kleine Portion wieder würde geschmückt haben, er schwerlich dem Trieb nach mehrerem würde widerstanden haben. Um indessen allzeit eine sinnliche Erinnerung an sein Gelübde zu haben, beschloß er von dieser Zeit an, nie anders als schwarz und grün gekleidet zu gehn. Er lebte von dieser Zeit an noch ohngefähr 30 Jahr, still, fleißig und ordentlich, und starb endlich an der gewöhnlichen Krankheit aller Trinker, der Brustwassersucht, in einem Alter von 81 Jahren.

— ch.

## II.

### La Trappe.

(Ein Tableau, nach den Voyages du Comte de H\*.)

**I**ch schreibe ihnen aus der Abtei la Trappe. Wie? Ganz gewis. Fürwiz, vereinigt mit einem Unfall von Milk, führte mich in Versuchung, diese berühmte Einsiedelei zu sehen. Ich machte also einen Ausflug dahin. Hier ist, was mir auffiel.

La Trappe liegt von Paris vier und dreißig Meilen ab. Man bleibt auf der Landstraße nach Bretagne bis auf fünf Meilen. Dann führt ein Seitenweg nach der Grafschaft Perche: der gräßlichste Weg von der Welt. Zwischen zwei Felsenwandungen, vor denen sich die Sonne scheut, reist man über einen Weg, welcher die Folter des Wandersmanns ist. Ein Meile vor La Trappe kommt man in einen furchtbaren Wald. Hinter demselben liegt das Kloster.

Nichts kann melancholischer, nichts für die Entmenschung ausgesuchter seyn, als diese Lage. Auf der einen Seite die öde Natur, auf der andern ein Prospekt von Ruinen und Felsenklüften, steht die Abtey, wie verflucht, im Winkel eines Waldes. Ein ewiger, grausamer Winter umhüllt sie. Dann, wenn man auf der Poststraße, und zwischen den Felsenwänden die Hitze der Verdammten auszustehen hat; so erfährt man beim Eintritt in den Wald plötzlich die Kälte derselben. Es scheint, die Natur habe geschworen, daß hier der Wendezirkel von Europa seyn soll.

Die Abtey besteht aus nichts, als dem Kloster und einem Wirthshaus, zum Behuf der Fremden. Hier ist man zechfrey. Die seltene Gastfreiheit der Mönche erlaubt jedem Reisenden  
drey

dren Tage lang auf ihre Kosten zu weilen; aber nicht länger.

Da ich die Absicht hatte, das Institut kennen zu lernen; so zog ich eine Zelle dem Gasthof vor. Man ließ mich überall zu, ins Convent, in die Kirche, zur Tafel, in die Zellen, zu ihren Arbeiten.

Vor dem Priorat des berühmten Rance war die Regel zu la Trappe in nichts unterschieden von andern Orten. Er ist's, von dem das Stifte die außerordentliche Strenge erhielt, welche es so sehr berüchtigt.

Bekanntlich war es ein Zug einer besondern Verzweiflung, welche ihn antrieb, die Menschen zu fliehen. Er kam nach la Trappe. Hier fand er einige Mönche. Er reformirte sie, und führte eine Regel ein, vor der die Menschlichkeit zurückbebt.

Die Geschichte dieses Schwärmers ist von den Dichtern und den Romanschreibern unendlich aufgestuzt worden. Sie ist indeß sehr einfach. Der Abt Rance war ein Weltmensch. Er liebte eine gewisse Dame. Nach einer kleinen Reise aufs Land kommt er nach Paris zurück. Er will sie durch die verborgene Treppe, die er ge-

wohnt war, in ihrem Kabinet überfallen. Was für ein Blick! Ein Sarg; und neben demselben auf einem Brett die Leiche seines Liebchens mit abgehauenen Kopf. Er erstarrt, verliert die Sinne, stürzt sich über die Treppe zurück, und sucht den Wald von la Trappe auf.

Die Dame war ganz natürlich gestorben; aber weil ihr Körper für den silbernen Sarg, in welchem sie neben ihrem Vater ruhen wollte, zu lang war: so trennte man den Kopf von den Schultern. Um diß fragt der Ritter Rance nicht. Er folgt nur der Verzweiflung, und wird Mönch.

Sein exemplarischer Wandel erhebt ihn auf die Stufe des Priors. Nun ist ihm nicht genug, allein unglücklich zu seyn; er muß Andere auch unglücklich machen. Diß ist die Geschichte des Instituts.

Die Mönche zu la Trappe bringen eilf Stunden des Tags im Chor zu. Sie beten mit Wut. Ich wohnte ihnen bei einer dieser Uebungen vier ununterbrochene Stunden bei; ich gab genau auf sie Acht. Auch nicht einer wendete den Kopf. Der Chor glich einem Saale von römischen Statuen, denen von einem Baucanson durch ein verborgenes Triebwerk Töne eingestößt waren.

Nie redet einer von ihnen. Die Stimme ist ihnen durch die Zauberkräft ihres Priors völlig benommen. Sehr oft wissen sie ihre Herkunft und ihren Namen selbst nicht; und auf hundert Meilen kennt Einer den Andern. Das Geheimniß des Convents hat nur der Prior. Sie wissen und dürfen nicht mehr denken, als er will. Kurz es ist eine Sammlung lebendiger Leichname.

Ich speißte an ihrer Tafel. Sie leben bloß von Rettichen und Kohl, und müssen ihre Nahrung selbst pflanzen. Nicht Einer hob die Augen in die Höhe. Ich ließ zur Probe bald das Messer, bald die Gabel auf den Boden fallen, um eine Bewegung unter diesen Bildsäulen zu erregen. Umsonst. Niemand blickte mich an. Das Essen war das knauserichste. Da ich ein Reisender bin, und folglich der Appetit immer einer von den Artikeln meines Felleisens ist; so gedachte ich zuletzt den Teller und das Besteck mit aufzuessen, um mein Leben zu retten.

Nach der Tafel gehen sie in den Garten, um an ihren Gräbern zu arbeiten. Der Tod begleitet sie überall. Da sie bey ihrem Eintritt ins Kloster sich selbst, ihren Freunden und allen menschlichen Denken absagen müssen; so erfahren sie nie mehr etwas von der Welt, es sey dann, daß sich ein Trauerfall in ihren Familien ereignet;

ereignet; alsdann spricht der Prior bloß beim Gebet: der Vater — die Mutter — der Bruder des Einen von uns liegt in den letzten Zügen: laßt uns ein Memento machen.

Ihre Zellen haben keine Fenster. Sie erhalten das Licht bloß durch ein offenes Loch in der Decke, ein eben so sparsames Licht wie ihre Tafel. Auf ihren Bettdecken liegt also ein ewiges Eis.

Das Noviziat dieser Elenden währt zwei Jahre. Nach diesem ist keine Erlösung mehr. Besucht sie Jemand, so wird er drei Tage lang bewirthe: alsdenn fragt man ihn sehr höflich, ob er abreisen, oder die Kutte anziehen will.

Um die Fremden zu bedienen, wird ein gewisser Geistlicher vom Prior zum Leben dispensirt. Dieser nun darf reden. Er war ein sehr artiger Mann, der mich traf. Er wies mir Alles, die Grabmäler des unsterblichen Rance und des eben so berühmten Comminge, dessen Geschichte er für ganz wahr hält.

Es ist unmöglich, daß ein unglücklicher Liebhaber mit den Denkwürdigkeiten eines Rance oder Comminge in der Hand vor diesen Monumenten stehen könnte, ohne daß ihm der Kopf schwindelt.

Mein

Mein Führer sprach sehr viel, und als ein wohl belebter Mann. Er sagte mir, daß er einst ein Ludwigsritter war, und im Successionskriege ein Regiment anführte. Unter andern erzählte er mir eine unterhaltende Anekdote. Die Herzogin von Bourbon wollte im vorigen Monat nebst zwei Damen, unter Mannskleidern, die Abtey sehen. Aber im Gasthof erkannte sie Jemand. Man gab dem Prior einen Wink. Er sperrte alle seine Mönche in ihre Gräber ein; und empfing die Gesellschaft unter der Thüre. Hier überreichte er ihnen die Schlüssel zur Abtey und bat sie, sich nach Belieben umzuschauen. Er selbst aber verschloß sich im Chor. Die Herzogin war zu fein, um nicht zu merken, daß sie verrathen wäre. Sie gieng also mit ihrer Begleitung, ohne das Kloster zu betreten, in Gasthof zurück, und schickte dem Prior seine Schlüssel wieder zu.

Noch eine Anekdote. Mit dem Rosenkranz in der Hand gieng einer von den Patern in der Allee, so an ihren Garten stößt, sein Brevier bethend, auf und nieder. Ein reisender Offizier begegnet ihn, und fragt, wohin der Weg nach Rennes gehe. Der Geistliche weist mit der Hand darauf. „Ist ein königlicher Offizier,“ brauste der Kriegsmann auf, „etwan nicht werth, daß man ihm antwortet? Der Pater legt den Finger auf

auf den Mund. Das Merkzeichen will der Offizier nicht verstehen: er springt vom Pferd, faßt den Mönch bey der Gurgel, wirft ihn zu Boden, und schlägt seine Peitsche auf ihm entzwey. Wie er wieder aufsitzen will; so sträubt sich das Pferd und wird scheu. Der zerschmetterte Geistliche erhebt sich vom Boden, faßt den Hengst bey'm Zügel und hält dem Helden den Steigbügel, ohne ein Wort zu sprechen; ohne einen Seufzer von sich zu lassen. Wenn diese Begebenheit wahr ist, wie man mich versichert hat; so übertrifft sie alle Tugenden von Edelmut und Gedult, welche die strengste Regel ausfinden konnte.

Der berühmte Dichter la Mothe fiel einst auf die Schwärmerey, sich zu la Trappe einzukleiden. Er hatte schon ein Jahr seines Noviziats erstanden. Von ungefähr fällt sein Blick auf ein Muttergottesbild über dem Hochaltar. Wöglich springt ihm die poetische Uder auf. Er schreibt ein reizendes Gedicht auf den Gegenstand. Mit diesem läuft er voll Wärme zum Prior. Aber wie sehr wird er betroffen. Statt des Lobes, so er sich schmeichelte, giebt ihm der Meister einen tüchtigen Verweis; und verbiethet ihm bey ewigem Einmauren jemals wieder an etwas Weltliches zu denken. Dies brachte den Kandidat wieder zu sich selbst; er warf die Kutte von sich. Die Welt bekam einen schönen Dichter mehr,  
und

und die Religion vermutlich einen schlechten Mönch weniger.

Ohne Zweifel werden sie, nachdem sie Diß lesen, zu ihrem Arnaud laufen, und ihn von neuem in die Hand nehmen: ich bin also entschuldigt, meinen Brief zu verlängern.

Anonym.

## 12.

### Anekdote.

Bei einer starken Fouragierung in Böhmen war ein preussischer Karabinier so dreist, nicht weit vom Könige einem Bauer ein Schaaf zu nehmen, schnitt ihm den Hals ab, und band es in sein Fouragierbündel. Als der Bauer ihn damit fortreiten sah, machte er einen gewaltigen Lärm, so daß der König es hörte, und sich nach der Veranlassung dazu erkundigte. Der Bauer wurde gerufen, und erzählte seinen Unfall, daß ihm nemlich ein Reiter mit einer grünen Mütze ein Schaaf genommen habe. Der König, der schon im Zurückreiten begriffen war, nahm den Bauer mit sich, daß er ihm den Mann mit der grünen Mütze anzeigen sollte. Funfzig Schritt weiter fanden sie ihn; der König ließ untersuchen, und siehe, das Schaaf steckte im Fouragierbündel. Warum hast du das Schaaf genommen, rief ihm der König zu. — Weil wir im Lager nichts zu leben haben, lautete die Antwort.

Der

— Der König fragte: Bauer, wie viel willst du für dein Schaaf haben? — 2 Gulden. Ihro Majestät. Der König ließ sie dem Bauer auszahlen; allein der Karabinier eiferte dagegen, und meinte, das Fell, der Kopf, Füße und das Geschlinge, müßte abgerechnet werden, das könne sich der Bauer wieder abholen. Der König lachte über diesen Handel, entließ den Bauer, und sagte zum Reiter: „Höre, laß das Schaaf stehlen künftig bleiben; sonst kostet es mir immer zwei Gulden, und dir einen Puckel voll Prügel.“ — Ihro Majestät, ich werde es künftig so machen, daß es uns beiden nichts kostet. Dem Könige gefiel die schnelle Antwort des Reiters, und ließ ihm etwas zum Trunk reichen.

---

Als ich in dem Götterrathe  
Eben mich befragen wollte,  
Ob die Welt erfrieren sollte,  
Bläst ein Süd im Augenblick  
Mich in wärm're Welt zurück —  
Neugeboren steh ich hier!  
Alles freuet sich mit mir!  
Arme, die ihr oft so bang,  
Einen manchen Abend lang,  
Zu den kalten Sternen blicktet,  
Und vergebens Seufzer schicktet —  
Der Euch Erz und Eisen schien,  
Seht der Himmel weinet wieder  
Aufzuthauen starre Glieder!  
Menschen, Thiere, Böaelein  
Fühlen heut ein neues Seyn!  
Ueber uns im Sternensfeld  
Unser Gott liebt seine Welt!  
Auch beim Dräuen ist er noch  
Unser Vater! — liebt ihn doch!

---

## 13.

Noch einige Nachrichten  
den Sklavenhandel betreffend.

Noch immerfort ist die ohnlängst von einigen Menschenfreunden in England in Vorschlag gebrachte, aber freilich noch vielen und großen Schwierigkeiten bloßgesetzte gänzliche Aufhebung des Sklavenhandels eine Sache, welche die ganze Britische Nation beschäftigt. Da diese Sache, die ohnehin die Menschheit auf das stärkste interessirt, eben dadurch zugleich ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist, so haben wir daher Anlaß genommen, schon im August des vorigen Jahrs auch diesen unfern Blättern einige Nachrichten von der eigentlichen Beschaffenheit dieses abscheulichen Handels einzurücken. Aus demselben Grunde mögen auch noch folgende Nachrichten über eben diesen Gegenstand eine Stelle finden. Sie dienen theils zur Bestätigung, theils zur ferneren und ausführlicheren Auseinandersetzung dessen, was bereits an dem angezogenen Ort von dem traurigen Schicksal und der unmenschlichen Behandlung einer unzähligen Menge solcher Unglücklichen und hilflosen Opfer des Geizes und der Habsucht ihrer Nebenmenschen gesagt worden ist. Uebri-

N. U. IV. Jahrg. Bl. 5      D      gens

gens haben diese hier mitgetheilte Nachrichten völlig das Verdienst der Zuverlässigkeit. Sie sind ziemlich aus einer englischen Schrift ausgezogen und übersezt, die unter der großen Menge deren, die jetzt häufig über diesen Gegenstand erscheinen, eine der merkwürdigsten ist, und deren Verfasser Alexander Falconbridge selbst einige Jahre lang als Schiffschirurgus auf einem der Schiffe gedient hat, die zum Transport der angekauften Sklaven bestimmt sind.

\* \* \*

Die Hauptmarktplätze des Sklavenhandels an der afrikanischen Küste sind Bonny und Neu-Calabar. Die Schiffe, deren hier zwölf, fünfzehn auch mehrere, theils englische, theils französische zusammen kommen, legen sich gewöhnlich eine englische Meile von der Stadt Bonny vor Anker. Alsdann gehn die Capitains ans Land, machen ihre Ankunft kund, präsentiren den Königen ihre Geschenke, und laden sie auf ihre Schiffe ein. Sobald die Könige (im Jahr 1784 war Bonny die Residenz zweyer Könige) am Bord des Schiffs gewesen, wo man sie wohl bewirtheet und mit Kanonen begrüßt, nimmt der Handel seinen Anfang, der gewöhnlich drey Monate dauret. Die Anzahl der anzukaufenden Sklaven ist nicht bestimmt, sondern hängt von Umständen ab.

Bey

Bei einer Reise die Falconbridge nach Bonny machte, hatten sich so viele englische und französische Schiffe daselbst zusammen gefunden, daß der ganze Waarevorrath auf seinem Schiffe, wofür man 500 Sklaven einzutauschen gedachte, wegen der großen Concurrenz nur zum Einkauf von 350 hinreichte. Das Gegentheil geschah während des Amerikanischen Krieges, da in drey Jahren nur ein einziges Schiff und zwar von Liverpool nach Bonny kam, und daher einen überaus wohlfeilen Einkauf machte.

Die Sklaven werden theils von den Königen, theils von Negern, die den Königen, dafür einen Zoll bezahlen, an die Europäer verkauft. Diese Negern kaufen die Sklaven auf Märkten ein, die alle sechs Wochen über 200 englische Meilen landeinwärts gehalten werden. Die Völkerschaften, zu welchen diese Unglückliche gehören, wohnen noch weit tiefer in Africa, so daß bisweilen mehrere Monate erforderlich sind, ehe die Transporte den Marktplatz erreichen. Die meisten sind Männer und Knaben, und nur ein Drittel vom weiblichen Geschlecht. Die Leute, die sich mit diesem Menschenhandel abgeben, schließen kein Alter von ihrer Speculation aus; sie kaufen Kinder, die nur einen Monat alt sind; und Greise von 70 Jahren, selbst schwangere Weiber, die ihrer Entbindung nahe sind, jedoch alle nach verhältnismäßigen Preisen.

Schrecklich ist es, wenn man bedenkt, daß die mehresten dieser Unglücklichen durch List oder Gewalt von ihrer Heimath entfernt, und so weggekapert werden. Die schwarze Menschenhändler verstehen sich sehr gut auf diese Kunst, und wenn jemand ihre Absicht merkt und entfliehen wil, so haben sie grosse Hunde bey sich, die ordentlich auf diese Menschenjagd abgerichtet sind. Viele werden bey ihrer Feldarbeit überfallen und weggeschleppt. Oft aber trifft auch die Menschendiebe selbst dies Schicksal, welches sie als ein nicht ungewöhnliches Unglück betrachten. Auf diese Art wird unter den Ungarn eine immerwährende Feindschaft und Mißtrauen genährt, und alle Geselligkeit vernichtet. Es ist wohl eine bloße Eage, wenn behauptet wird, daß die Negerkönige Sklaven zum Verkauf aufziehen, so wie man es in Europa mit dem Vieh macht; denn die Sklaven werden entweder, wie eben erwähnt ist, gekapert, oder wegen Verbrechen, die sie wirklich begangen, oder die man ihnen oft nur andichtet, verkauft werden. Falconbridge erzählt davon unter andern folgendes Beispiel: Ein schwarzer Menschenhändler, der zugleich das Amt eines Richters in Bonny verwaltete, wünschte eine europäische Waare zu kaufen, hatte aber keinen Sklaven zum Tausch; sogleich wurde ein armer Fischer eingezogen, unter dem Vorwand, daß er seine Fische zu theur verkauft habe.

Habe. Der Richter fand ihn natürlich schuldig und verkaufte ihn auf der Stelle.

So bald ein Schif sich an der Küste zeigt, erhält man selbst tief im Lande davon die schleunigste Nachricht. Die Menschenhändler verlassen sodann die Märkte, und eilen nach dem Seeufer, wo die Sklaven erst gereinigt, und mit Palmöhl gerieben, hernach aber zur Schau ausgestellt werden. Die erste Untersuchung betrifft das Alter und die Gesundheit des Sklaven; demnächst werden alle Teile des Körpers besichtigt. Böse Augen, böse Zähne, Lahmheit oder sonstige Gebrechen, selbst ein schlanker Wuchs, machen den Kauf, wenn er geschlossen, rückgängig; nur muß die Rückgabe nicht später als den folgenden Tag geschehen. In diesem Fall werden die armen Verworfenen von ihren vorigen Herren jämmerlich gemishandelt, ja bisweilen umgebracht. Besonders ist solche Grausamkeit in Neu-Calabar nicht ungewöhnlich. Man hat alda Beispiele gesehen, daß die schwarze Menschenhändler die zurückgegebene Sklaven alle in ein klein Canoe geladen und dicht unter dem Schif die Köpfe abgehauen haben.

Das traurige Schicksal des Sklaven fängt von dem Augenblick an, da er gekapert wird. Viele noch ehe sie die Märkte erreichen, fallen unter

den Streichen, oder kommen um durch Mangel an Nahrung in den schrecklichen Wildnissen. Die Art wie sie zu Lande oft mehrere hundert Meilen weit transportirt werden, haben wir im Monat August ausführlich beschrieben. Sobald man mit ihnen den Fluß erreicht, so werden sie in Canoen mit gebundenen Händen der Länge nach auf den Boden gelegt, und so dem gewöhnlichen heftigen Regenwetter ausgesetzt, da sie denn mitten im Wasser liegen, und fast gar nicht trocken werden; dabey bekommen sie die elendeste Nahrung, und dies in so geringem Maas, als eben erforderlich ist, das Leben zu fristen. Ihr Schicksal wird nicht besser, wenn sie ein Eigenthum der Europäer werden. Die Männer werden sobald sie das Schiff betreten, zwey und zwey mit Händen und Füßen an einander geschmiedet, und dann unters Verdeck geschleppt. Die Weiber, denen ein abgesonderter Raum angewiesen wird, haben keine Eisen, auch die Knaben nicht, die ebenfalls abgesondert sind. Der ihnen zugetheilte Platz ist so enge, daß sie nie anders als auf der Seite liegen, und nie aufgerichtet stehen können. Mitten unter ihnen sind Zuber in conischer Form hingestellt, zur Entledigung ihrer natürlichen Bedürfnisse, zu denen sie aber nie anders als über die Leiber ihrer Cameraden hin kriechend gelangen können. Die Fesseln verursachen unsanfte Stöße und diese erzeugen unter ihnen

ihnen unaufhörliche Schlägeren. Die Schwü-  
rigkeiten zu den Gefäßen hinzukommen, veran-  
laßt viele, sich nicht von der Stelle zu bewegen,  
und der Natur freyen Lauf zu lassen. Diese  
empörende Unfläterey ist eine neue Quelle von  
Zwietracht, wodurch der Zustand dieser Neger  
über alle Maassen elend wird; oft sind auch  
diese Gefäße zu klein, und werden nur einmal  
des Tages ausgeleert.

Alle Morgen um acht Uhr werden sämtliche  
Neger auß Verdeck gebracht und ihre Fesseln  
untersucht; sodann werden alle diese Fesseln durch  
einen Ring an einer großen Kette befestigt, die  
an dem Schif hängt. Auf diese Weise werden  
50, 60 auch mehr mit einander verbunden, und  
wenn kein Sturm ist, erlaubt man ihnen, bis  
Nachmittag fünf Uhr auf dem Verdeck zu blei-  
ben, da sie denn hernach von der großen Kette  
losgemacht und wider herunter geschickt werden.

Ihre Nahrung besteht größtentheils aus großen  
Bohnen, die zu einem Brey gekocht werden,  
desgleichen aus Pans und Reiß, wozu bisweilen  
etwas Rindfleisch oder Schweinefleisch gefügt  
wird. Auch wird eine Sauce von Palmöhl mit  
Mehl, Wasser und Pfeffer vermischt, für sie zu-  
bereitet. In ihrem Lande ist ihre Nahrung  
Fleisch, Fische, Wurzeln, Pans und indisches

Korn. Ihre Schiffskost, die Bohnen und der Reis werden aus Europa mitgebracht, doch wird auch letzterer bisweilen an der africanischen Küste wegen seiner vorzüglichen Güte gekauft. Die Bohnen wollen den Negern gar nicht zu Halse; die meisten haben eine solche Abneigung dagegen, daß man genau auf sie Acht geben muß, wenn sie auf dem Verdeck gefüttert werden; denn sie werfen diese Speise ins Meer, oder auch einander ins Gesicht, wenn sie zanken. Die Neger von der Goldküste sind eher zu befriedigen, und essen mehrentheils, was man ihnen gibt; auch in größerer Quantität wie die andern, vor denen sie auch wegen ihrer körperlichen Stärke und bessern Einsicht den Vorzug haben.

Zweymal des Tags werden sie gefüttert, um acht Uhr des Morgens, und um vier Uhr Nachmittags, und zwar in den meisten Schiffen einmal mit ihrer auf dem Lande gewöhnlichen und einmal mit andrer Kost, die ihnen in hölzernen Trögen vorgesetzt wird. Um einen solchen Trog schließen immer Zehn und Zehn einen Kreis, und arbeiten dann mit hölzernen Löffeln drauf los, welche sie aber bald verlieren und sich dann ihrer Hände bedienen. Diese Mahlzeiten geschehen bey gutem Wetter, oben auf dem Verdeck, bey übelm Wetter aber im Schiffsraum. Die Zänkereyen und Schlägereyen sind bey diesen Mahl-

Mahlzeiten am häufigsten, besonders wenn die Reise nach Westindien durch widrige Zufälle verzögert wird, und daher die Schiffsportionen geschmälert werden. Au Wasser zum Trinken erhalten sie bey jeder Mahlzeit eine halbe Bouteille. Wenn sie aus Verzweiflung alle Nahrung ausschlagen, so werden ihnen glühende Kohlen so nahe an die Lippen gehalten, daß sie solche versengen, mit Drohungen begleitet, sie ihnen in den Schlund herunter zu stossen, wenn sie nicht essen würden. Dies Mittel ist gewöhnlich wirksam.

Da die Bewegung zu ihrer Erhaltung so nöthig ist, so zwingt man sie bey gutem Wetter auf dem Verdeck zu tanzen. Wenn sie es mit Unwillen oder langsam thun, so werden sie gepeitscht, daher jedesmal ein mit einer großen Peitsche versehener Matrose bey solchem Tanze präsidirt. Die Musik dazu geschieht mit einer Trommel, und wenn diese zerschlagen wird, so trommelt man auf die Freßtröge. Auch zwingt man sie zum Singen, da denn ihre Gesänge natürlich sehr gewöhnlich sind. Den Weibern giebt man zu ihrer Belustigung Spielsachen; der Endzweck wird aber gewöhnlich vereitelt, weil sie solche einander wegstehlen und sich hernach zanken. Auf manchen Schiffen erlaubt man den Matrosen, sich mit den schwarzen Weibspersonen

nen zu vermischen, wenn diese damit zufrieden sind; die Schiffsofficiere aber nehmen sich diese Freiheit ohne alle Einschränkung. Diese Welbenteute sind so sehr der Liebe ergeben, daß man viele Beispiele vom Selbstmord hat, wenn ihre Liebhaber unbeständig geworden sind.

Die Unbequemlichkeiten, die diese Elenden während der Reise erdulden müssen, ist über alle Beschreibung. Sie leiden weit mehr von der Seekrankheit als die Europäer, wobey der Mangel der frischen Luft am unerträglichsten ist. Um dieses große Uebel zu verringern, sind an jeder Seite des Schiffs fünf bis sechs Luflöcher angebracht, sechs Zoll lang und vier breit, die aber, wenn die See hoch geht, geschlossen werden müssen, und dann werden die Negerbehältnisse den Backöfen ähnlich. Diese Hitze erzeugt den Blutfluß unter ihnen, der so erschrecklich wirkt, daß der Schiffsboden, so wie in einem Schlachthause mit Blut bedeckt ist. Falconbridge erzählt, daß er einst wegen seiner Berufsgeschäfte im innern Raum der Neger zur Zeit der verschlossenen Löcher gegangen und zwar nackend ohne Hemde; dennoch konnte er es kaum eine Viertelstunde aushalten, er war der Ohnmacht nahe, mußte heraus getragen werden, und blieb einige Monat lang krank.

Die Neger, selbst die Kranken, liegen auf den bloßen Dielen, da denn die Bewegung des Schiffs ihre Haut, ja selbst ihr Fleisch von den Schultern und Hüften so abreibt, daß die Knochen ganz offen liegen. Diejenigen, die im Blut ihres Cameraden schwimmen, haben das schreckliche Schicksal am ehesten, wobey sie dann, wenn sie es überleben, höllische Schmerzen leiden müssen. Die Kunst des Wundarztes vermag dabey fast gar nichts; denn die Pflaster werden entweder durch die Bewegung des Schiffs abgerieben, oder von den Negern selbst abgerissen. Auch kann nur große Dürftigkeit einen Wundarzt vermögen, sich auf Negerschiffe zu verdingen, da ein abscheuvolles Leben auf ihn wartet, und er den Leidenden nicht helfen kan. Wenn er des Morgens die Behältnisse besucht, so findet er gewöhnlich Todte, und zwar diese mit Lebendigen zusammen geschmiedet, da man dann beyde aufß Berdeck schlept, sie von einander sondert, und den Todten gleich ins Meer wirft.

Diese mannigfaltige Leiden, der Neger, der Verlust ihrer Freyheit und der gänzliche Mangel aller Hofnung verursachen, daß man die möglichste Sorgfalt sie zu hüten anwenden muß. Sie arbeiten sich durch die Schiffsnetze hindurch und stürzen sich ins Meer. Nicht selten geschieht ein Aufruhr, der nie ohne viel Blutver-

vergießen gestillt wird; Manchmal gelingt er, so dann wird die ganze Schifsequipage das Opfer. Der Verlust der Freiheit macht viele Meger rasend; Besonders ist dis der Fall bey den Weibern. In diesem Zustand geben sie gewöhnlich bald den Geist auf.

---

#### 14.

#### Die Türken als Krieger betrachtet.

Eine Nation, auf welcher bey den gegenwärtigen politischen Zeitumständen die allgemeine Aufmerksamkeit so vorzüglich gerichtet ist, verdient es, auch in unsren Blättern bisweilen erwähnt zu werden. Wir haben deswegen bereits im Monat August des vorigen Jahrs (No. 6) aus Lüders Beschreibung des Türkischen Reichs unsren Lesern eine ziemlich ausführliche Schilderung des Privatlebens und der häuslichen Gebräuche der Türken vorgelegt. Wir glauben, es werde ihnen nicht minder unterhaltend seyn, auch einmal etwas zuverlässiges über den kriegerischen Charakter dieser Nation zu lesen, zumal da hierüber noch immer sehr verschiedentlich geurtheilt wird. Nachstehende Bemerkungen über diesen Gegenstand, sind wohl das wichtigste und zuverlässigste, was wir hierüber unsren Lesern mittheilen

teilen können, da sie von einem Verfasser her-  
rühren, der beydes als Gelehrter und als Mann  
von Metier rühmlichst bekannt ist; nemlich von  
Dem Herrn Hauptmann von Archenholz, in seiner  
Litteratur und Völkerkunde vom Monat Decemb.  
vorigen Jahrs.

\* \* \*

Die Türken sind noch völlig jenes rohe, un-  
cultivirte, Wissenschaften und Künste hassende,  
alles zerstörende und nichts aufbauende, kurz  
in jeder Rücksicht verachtungswürdige Volk, wie  
man bisher geglaubt hat, und diejenigen, die ei-  
nen Augenblick daran zweifeln, thun ihnen wahr-  
lich zu viel Ehre an. \*) Ich berufe mich auf  
zwey Männer von vielem Verstande, die mit  
grossen Kenntnissen versehen, und mit der türki-  
schen Sprache bekannt, diese Nation so wie sie  
ist, durch einen langen Aufenthalt in der Nähe  
haben kennen lernen. Der Ritter Tott und Bol-  
ney, zwey Volksbeobachter der ersten Classe, zei-  
gen uns durch zahllose Thatsachen die Türken  
in ihrer eigenthümlichen Gestalt. Der jegige  
Krieg beweist nichts, gar nichts zu ihrem Vor-  
theil. Ist ihr Vorrücken mit einer Art Ordnung  
geschehen, so war es weil sich kein Heer demsel-  
ben widersetzte, und Plane, von Europäern ent-  
worfen

\*) Hier ist gar nicht die Rede, wer bey diesem Kriege  
Recht oder Unrecht hat, noch auf welche Seite sich  
der Wunsch eines unbefangenen Politikers neigen müs-  
se, sondern blos von den Türken, als Krieger betrachtet.

worfen, dabey befolgt wurden. Es ist bekannt, daß einer derselben das Ohr des Großvezlers hat. Wenn das Wort Kriegskunst kein leerer Schall ohne Bedeutung ist, so muß es jedem einleuchten, daß diese so schwere mit den sublimesten Wissenschaften verbundene Kunst, worin noch die meisten europäischen Nationen trotz ihren Bemühungen zurück sind, nicht das Loos unwissender Kriegsbefehlshaber barbarischer Horden seyn könne. Sie kennen so wenig die ersten Elemente derselben, daß sie vielmehr glauben, durch ihren Muth die ihnen mangelnde Kunst, die sie verachten, vollkommen zu ersetzen.

Wenn es einem im Kriege gedienten und mit militärischen Jahrbüchern nicht unbekanntem Soldaten erlaubt ist, über die gegenwärtigen Kriegsoperationen in Ungarn (geschrieben den 10ten October 1788) seine Meynung zu sagen, so kann ich mein Erstaunen nicht bergen, daß man die Macht der Kunst so außerordentlich dabey vernachlässiget hat. Eine ungeheure Strecke Landes durch Verschanzungen decken zu wollen ist ein Plan, der mit der neuern Tactic nichts gemein hat, und den Laudon wohl nie entworfen haben würde. Er gehört zu den Zeiten, wo die Chineser ihre Mauer, und die Tartarn die Procopischen Linien aufführten. Man weiß, daß die Mongalen die Mauer verlachten, und allemal, wenn sie nur wolten, in China einbrachen, die Russen aber die berühmten Linien in der Krimm noch in unsern Tagen überstiegen. Daß ähnliche Maßregeln, die sonst nur Unmacht anzeigten, und nie wirksam gewesen sind, im Jahr 1788, und zwar mit 200,000 im Kriege geübten braver Soldaten genommen wurden, gehört zu den außerordent-

ordentlichen Begebenheiten unsers Jahrhunderts. Die Folgen waren wie gewöhnlich. Verschanzungen, die Millionen kosteten, wurden verlassen, die mühseligen Arbeiten streckten die Krieger ohne fechten zu Boden; die kostbare Zeit wurde nicht genutzt; der Feind erhielt die nie gehofte Muße, ungehindert seinen langwierigen Zug fortzusetzen, und bekam von der gefürchteten Kriegskunst sehr kleine Begriffe.

Man entweicht den Namen der Tapferkeit, wenn man sie den Türken beylegt. Sie sind, so wie fast alle barbarische Nationen und wilde Völkerschaften, bey ihren kriegerischen Kämpfen wüthend. Was sie aber vor allen andern Völkern im Kriege auszeichnet, und ihr Reich groß gemacht hat, sind die ihnen eignen fanatischen Begriffe. Der Gedanke, daß derjenige Muselmänn, der im Streit wider die Ungläubigen fällt, sogleich in Muhameds wollustathmendes Paradies versetzt werde, wo die schönen Houris auf ihn warten, muß natürlich den Entschluß erzeugen, den Tod im Treffen zu suchen. Hieraus ist die Wuth der Türken bey ihrem Angrif, dessen Nachdruck und Dauer erklärbar, wie sie die Pallisaden mit ihrem Zähnen anpacken, und an Canonen wie Rasende nagen. Was vermag die bloße Tapferkeit der braven Deutschen und Ungarn gegen eine solche Schwärmeren, die nicht die zufällige Stimmung eines Haufens, sondern Grundsatz zahlloser Heere ist? Die Tactic allein muß hier entscheiden. Sie lehrt künstliche Stellungen, Bewegungen, Läger und Märsche; sie lehrt die ungeheuren Chaos ähnlichen Massen von Menschen, Pferden, Geschütz und Wagen zur Ordnung umzuschaffen; sie lehrt die hohe Disciplin, wovon bey allen Heeren geredet wird, die aber im Alterthum nur allein von Römern \*)

\*) Die Griechen, so sehr sie auch sonst die Tactic verstanden, sind doch in der Disciplin nicht als Muster zu betrachten.

und in der neuern Zeit von den Preussen und den brittischen Seetruppen eigentlich ausgeübt wurde; sie lehrt mannigfaltige Mittel, durch welche Armeen gegen doppelt und dreifach stärkere mit Vortheil fechten können; sie lehrt jene Heerkörper formiren, bey deren Angriff der größte Theil der feindlichen Schaaren unthätig bleiben muß, wo der Flügel einer Armee mit Gewalt durch den Choc zum Weichen gebracht, auf dem ruhigen Mittelpunct geworfen wird, und hier alles wie ein Strom mit fortreißt, wodurch denn alle Vortheile von Uebermacht und Wuth vernichtet werden, und der Sieg gleichsam erzwungen wird; sie lehrt zahllose Mittel, dem Feind die Subsistenz zu erschweren, ihn wider Wälder zu Stellungen zu nöthigen, wo er, zwischen Strömen, Wäldern, Hohlwegen und Morästen eingeschperrt, von Flüssen und Bedürfnissen abgeschnitten wird. Kurz, sie lehrt sich unaufhörliche Hülfsmittel zu verschaffen, alle sich ereignende Kriegshindernisse zu überwinden, und dem Feinde ohne Unterlaß neue zu erzeugen.

Viele griechische und römische Feldherren verstanden diese Kunst, in einem hohen Grade; daher ihre Siege über die streitbarsten Völker der Vorkwelt, die an Kriegsmuth ihren Schaaren gleich, an körperlicher Stärke und Anzahl aber ihnen so sehr überlegen waren. Im mittlern Zeitalter wußte man zwar auf Schlachtfeldern zu morden, aber die Tactic selbst kannte man so wenig, wie alle andere Künste. Mit diesen zugleich stieg sie aus dem Schutt empor, große Heerführer studierten sie, und übten sie glücklich aus. Friedrichs und Ferdinands Feldzüge liefern dazu den größten Commentar. Noch einmal, die Kriegskunst behauptet ihre Rechte, wenn bewafnete Völker gegen einander auftreten, es mag an der Donau, am Ganges, oder Ohio seyn, nur muß der Künstler nicht fehlen.

---

22. Anekdote.	63
13. Noch einige Nachrichten den Sklavenhandel betreffend.	65
14. Die Türken als Krieger betrachtet.	76

### Bücher Nachricht.

Da mancher Verehrer des Einzigen Friedrich dessen herausgekommene Werke zu besitzen wünschen, der bisherige Pränumerationspreis außer der Fracht aber manchem zu hoch kommen dürfte; so habe ich Unterschriebener, um diese Werke in jedermanns Hände zu bringen, mit den rechtmäßigen Verlegern Herrn Voß und Sohn und Herrn Decker und Sohn in Berlin die Vereinbarung getroffen, daß ich sowohl von der französischen als deutschen Ausgabe die erste 5 Theile für 2 Rthlr. 16 ggr. Preuß. Courant, oder 3 Rthlr. 12 sbr. Clevisch liefern kann. Wobey die jetzige Pränumeranten, noch den Vortheil haben, daß sie die übrigen 10 Theile, welche noch 5 Rthlr. 8 ggr. Preuß. Courant kosten, wenn sie nicht wollen, zu nehmen nicht verbunden sind.

Die erste fünf Theile enthalten:

Der 1te und 2te Theil die Geschichte meiner Zeit.

Der 3te und 4te Theil die Geschichte des siebenjährigen Kriegs.

Der 5te Theil Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden, 1763, bis zu beendigtem Ehelung von Pohlen 1775.

Da Viele obige Nachricht zu spät in Händen gekommen; so verlängere ich den Termin bis Ausgang des Monats Februar, bis dahin man noch

noch auf diese Werke für denselben Preis pränu-  
meriren kann. Die Ablieferung wird dann alle-  
mal 14 Tagen nach der Bestellung geschehen.  
Wesel den 3ten Januar 1789

Franz Jacob Röder.

---

Folgende Journale sind bey dem Verleger  
der Niederrh. Unterhaltungen zu haben.

Archiv für Frauenzimmer.  
Berliner Monatschrift.  
Deutsche Merkur.  
Deutsches Museum.  
Hamburgisches Politisches Journal.  
Jahrbuch der Menschheit.  
Journal von und für Deutschland.  
Literatur Zeitung.  
Literatur und Völkerkunde.  
Magazin für Frauenzimmer.  
Mode Journal.  
Nieder Sächsisches Magazin.  
Portefouille.  
Schlözers Staats Anzeige.  
Westphälisches Magazin.

Alle andere Journale Deutschlands können  
auch auf Begehren geliefert werden.

---

Druckfehler.

Seite 6 Zeile 6 Statt Abhaltung lese man:  
Abhaltung S. 7 Z. 1 von unten St. Pels l.  
Pels S. 17 Z. 8. l. Kosodowlew. S. 34. Z. 8.  
Statt richtig l. wichtig Ebenda selbst Z. 9 von un-  
ten lese man: Erfinder dieses S. 39 Z. 5. st.  
einen l. einem. S. 42. Z. 14 Nach dem Wort:  
Gewinn, setze man hinzu: oder Verlust. S. 43.  
Z. 4 von unten nach dem Wort: Gebrauch, füge  
man hinzu: kan dazu dienen den Körper S. 53.  
Z. 17 nach den Worten: schließ er wieder ein,  
setze man hinzu, hatte noch einmal den nehm-  
lichen Traum. Ebd. Z. 3. v. u. lese man: daß  
er uns wieder einen Tropfen.